
1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE


Digitized by Google


OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG




P
D V G







h



Der amerikanische Mensch

VOM WESEN AMERIKAS UND DES AMERIKANERS

Von

Annalise Schmidt

1 9 2 0

Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. in Berlin W 8



1. Auflage
1.—3. Tausend

Gedruckt in der Buchdruckerei der Landesaufnahme * Berlin S 59, Urbanstraße 71

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Der Amerikaner als Erbe seiner Vergangenheit 7

Der Amerikaner als Kind seines Raumes und seiner Zeit 19

Die Vereinigten Staaten nach dem Kriege 37

Ein amerikanischer Agrarstaat 55

Die amerikanische Frau 71

Das amerikanische Volk und sein Verhältnis zur Kunst 81

Nachwort 93







Der Amerikaner
als Erbe seiner Vergangenheit





Ich bin im ganzen drei Jahre in den Vereinigten Staaten gewesen: von 1909 bis 1910 und von 1913 bis 1915.

Den ersten Winter meines zweiten Aufenthaltes lebte ich in einem kleinen Dorf tief drinnen in den Bergen von Neu-England, im Binnenstaat Vermont. Schnee zwei Meter tief, Kälte bis zu 35 Grad, nie unter 10 Grad von Mitte November bis Ende März. Dabei fast stets ein funkelnder Sonnenschein bei blauem Himmel, der eine trockene Wärme gibt trotz der Kälte. Ich kam mit allen Schichten der Gesellschaft zusammen: Landarbeitern, die man hier help nennt, Handwerkern, Farmern, kleinen Kaufleuten, vornehmen Bostonern, die hier des guten Klimas wegen im Winter wohnen. Später im Frühling ging ich nach Boston und habe dort einige Wochen im Verkehr mit vielen verschiedenen Menschen dieser sonderbaren Stadt gelebt.

Hier, mitten im Herzen der Ansiedelung auf amerikanischem Boden, habe ich die eine der Grundbasen des amerikanischen Wesens recht kennen gelernt: den Puritanismus. Von diesen Neu-England-Staaten ging die Besiedelung des ganzen Landes aus. Die Ideen, die dort lebten, wurden von den Ansiedlern mitgenommen und haben das ganze Land durchdrungen. Abgeschwächt worden sind sie, aber durchaus am Leben geblieben. 36 Stunden Schnellzugentfernung von Boston fand ich in einer kleinen Stadt ein Opera-House. Nie ist da je oder wird je eine Oper gegeben werden. Es aber Theater zu nennen, geht nicht. Die alten Puritaner verabscheuten Theater als eine Stätte des Teufels, angängig in einer absoluten Monarchie, verdammungswürdig in einer sich selbst regierenden Republik.

Englische Puritaner waren ihrer Religion wegen nach Holland geflüchtet. Sie wollten ihr Engländertum nicht verlieren und zogen daher um 1630 nach Amerika, wo sie zuerst Plymouth und Boston und schließlich die Neu-England-Staaten gründeten. Sie kamen dahin mit einer Idee, um einer Idee willen: in der Absicht, dort ihrem religiösen und staatlichen Ideal zu leben. Es war eine Theokratie. Sie kamen also dahin in durchaus europäischem Sinne, ich meine damit: mit einer Idee, der sie die Verhältnisse anpassen wollten. Die Idee war: in freier durch keines Menschen Autorität vorgeschriebener Art ihrem Gotte zu dienen, ihr eigenes Gemeinwesen auszubauen. Es waren meist wohlhabendere Kaufleute und Handwerker, Männer mit den damalig modernsten Ideen.

Man lebte am Ostrande Amerikas einem methodischen, trockenen Ideale nach. Die Puritaner waren Anhänger Calvins. Die harten und unmenschlichen Dogmen dieses Genfer Theologie-Professors gingen auf eine Rationalisierung des gesamten Lebens hinaus. Unterdrückung jedes triebhaften Lebensgenusses, beständige Selbstbeobachtung des Gläubigen war Gebot. Nicht



etwa eine metaphysisch grübelnde Sinnlichkeit durften sich die Puritaner erlauben, und ich glaube kaum, daß sie Antonius Versuchungen je zu widerstehen hatten. Es war ein blutarmes, trübsinniges Spintisieren über heikle Etikettenfragen der Religion. „Searching of the heart" nannte man das. Leidenschaftlich suchende, innere Naturen wie Luther gab es nicht. Die Religion sagte, was der Mensch nicht soll und nicht darf und bewies damit, daß sie den Menschen an der einzigsten Stelle, an der seine produktiven Seelenkräfte liegen, aus Grundsatz vernachlässigte.

Dieses unfruchtbare Treiben artete denn auch mit vorschreitender Zeit und längerem Entferntsein von dem blutspendenden Mutterlande in eine Fülle von Perversitäten, Untiefen, Einbildungen, Idiosynkrasien aus. Die innere Welt der Geister drückte nach außen und erfüllte die sinnliche und materielle Welt mit einer ätherischen Atmosphäre, die für den Puritaner die natürliche, göttliche Inspiration seines ganzen Wesens wurde. Arbeit an seiner Seele, unermüdliches Sich-selbst-belauschen, ein feierlich lastendes Gefühl der Sünde besaß den Gläubigen. Er lebte mit seinem geistigen Wesen in einer exaltierten, übernatürlichen Welt. Menschen, wie ich sie in dem Winter beobachtet habe, würden zum Beispiel die Schönheit einer Frau als etwas beinahe Sündhaftes am liebsten vertuschen oder vor ihr anbetend niederfallen wie Griechen. Sicher hat das Klima, die lange und strenge Winterzeit, der hektische kurze Sommer viel mit dieser Gemütsrichtung zu tun. Sieben Monate strengen Winters bedeuten eine Zeit, in der man sich zusammennehmen muß, eine Zeit der Zucht und der Strenge; die Starre der Natur zwingt uns, den Dingen ins Angesicht zu sehen, unser Träumen und Sehnen aufzugeben, zu zeigen, aus welchem Stoff wir gemacht sind. In den kurzen, heißen fünf Sommermonaten muß man arbeiten, um dem kargen Boden möglichst viel abzugewinnen.

Die zweite Grundlehre des Calvinismus: die Gnadenwahl ist von tief und weit wirkendem Einfluß. Wenige sind berufen. Wer berufen ist, weiß nur Gott; andere sind von Ewigkeit her verworfen. Ihnen hilft kein Wille, kein Glauben. Gott aber bewährt sich in denen, die berufen sind; in ihnen wirkt er. Alle haben in ihrem weltlichen Treiben zu beweisen, daß Gott in ihnen wirke, das heißt: sie haben tüchtig zu sein in ihrer Arbeit. Und um das zu sein, haben sie sich die tote Welt, die Welt der Dinge, der „inanimated objects", wie der Calvinismus hart und hochmütig sagte, zu unterwerfen. Dieses besser zu erreichen, sollen sie ihr Herz an nichts hängen. Mißtrauen vor dem eigenen Freund wünscht Calvin. Contemplation, das heißt: eine ruhige stimmungsmäßige Hingabe an ein Gefühl, einen Gedanken, ist als Mangel sinnlicher Disziplin zu verwerfen. Unio mystica kennt der Gläubige nicht. Und was ist auch mystisch? Gottes Souveränität ist da und unerforschlich. Es ist ja alles klar: Gott bestimmt über uns souverän, ihn zu erforschen wäre frevelhaft. Das richtige ist, in dieser Welt durch rationale Erfüllung unserer weltlichen und geistlichen Pflichten gegen uns und die anderen unser Erwähltsein zu beweisen.

Aus Mangel an fruchtbareren Unterscheidungen spaltete man sich in unendlich viele kleine Sekten. In der Gemeinde von 2500 Einwohnern, wo ich lebte, gab es sechs Kirchen mit sechs Pfarrern, die einander nicht besehen konnten. Und jede dieser Kirchen war so weiß gestrichen, so abstrakt und gottlos, daß sicher nie ein Gott mit einem freien, warmen und offenen Herzen



darin auch nur für eine kurze Sonntagssprechzeit gewohnt hat. Ein Versuch zur Einigung der vielen Denominationen ist bisher noch immer in Amerika gescheitert. Anläßlich einer Gedächtnisfeier in einer der sechs Kirchen, wobei die Frau des unitarischen Predigers die Rede hielt, waren der Pfarrer der Hochkirche, der Methodisten und der unitarischen Kirche zugegen, saßen alle drei auf einer Bank, sodaß sie die Hereinkommenden sehen konnten. Ich war in allen drei Kirchen gewesen und hatte die Geistlichen, wie das üblich ist, am Schluß des Gottesdienstes kennen gelernt. Der unitarische Pfarrer, der aus dem mittleren Westen stammte, war mein guter Bekannter geworden. Er erzählte mir folgende Unterhaltung, die sich zwischen seinen zwei Amtsbrüdern entspann, als ich das Kirchenschiff heraufkam: „There comes Miß Schmidt, has she been in your Church?" „Yes". „Has she been in yours?" „Yes". „She must be an agnostic".

Diese traurige Lehre der rationalistischen Betrachtung der Welt, die Anschauung, daß die Welt ein Objekt für des Gläubigen Betätigung sei, einer Betätigung, der er ad majorem Dei gloriam nachzugehen habe, ist bis aufs tiefste des amerikanischen Wesens durchgedrungen und hält sich da. Emerson sagt: „In the order of events intellect is primary and nature secundary". Das war seine Wertung. Diese neu-englischen Puritaner etablierten ein bestimmtes Gefühl über Gott und über gesellschaftliche Beziehungen. Man hört deshalb solch große Worte wie Tugend und Laster und Gott in aller Natürlichkeit und Strenge in Amerika gebrauchen, weil sie noch einen festumrissenen Inhalt in der Tat haben.

Die Lehren Calvins waren von einem von des Gedankens Blässe angekränkelten Stadtmenschen ausgedacht, und für Stadtmenschen waren sie auch: für Stadtmenschen, die Kaufleute waren. Der amerikanische Puritanismus wurde befolgt von Männern, die ihres Gewissens wegen einen kirchlichen und staatlichen Standard aufstellten. Er bekam mit der Zeit etwas Versteinertes. Und in Boston, diesem Mittelpunkt, gehen die richtigen Autochthonen noch jetzt jeder mit seinem höchsteigenen, kleinen, imaginären Standard umher, und eigentlich interessieren sie Menschen und Dinge nur insofern, als sie ihnen nachforschen, ob sie diesem Standard passen oder nicht. Passen sie nicht, so tut man sie ab, entläßt sie. Sie sind tot.

Das Gefährliche der puritanischen Lehre lag und liegt in ihrer Unterdrückung alles Spontanen, Sinnlichen, in der moralischen Wertung der Dinge.

In der Berggegend, in der ich während eines Winters lebte, sind die Folgen dieser grausamen Lehre am besten zu beobachten, weil hier die Bevölkerung am reinsten und ungemischtesten sich erhalten hat. Dazu kommt, daß hier die Menschen fast ausschließlich Ackerbau treiben, also eine Arbeit, die Geduld, Zuwarten, Ergebung in elementare Gewalten verlangt. Das alles haben die Amerikaner anglo-sächsischer, puritanischer Herkunft nicht. Deshalb sind sie schlechte Farmer, haben nichts von der Kernhaftigkeit und Saftigkeit eines europäischen Bauern, über dessen Erdgebundenheit sie sich hoch erhaben dünken. Sie sind mir immer mit ihren nervösen Sektierergesichtern, ihrer flachen und schmalen Lebensbreite wie versetzte Stadtmenschen und Theologen erschienen.

Aber ich habe Züge der puritanischen Lebensart überall in der Union bemerkt. Der Calvinismus mit seiner vernünftigen konfektionierten Lehre war eben zunächst dem Herzen der ersten Ansiedler und paßte ausgezeichnet



für die neuen Verhältnisse. So nahmen ihn die Westwanderer mit und behielten ihn. Und eine kurze Überlegung genügt, um sich zu sagen, daß er gerade in einem Lande wie Amerika ein großes Gut sein mußte. Die schnelle Besiedelung eines so ungeheuren, so reichen Kontinents, das Hineinströmen einer so verschiedenartigen Bevölkerung abenteuerlich gesinnter, rücksichtsloser Menschen von verschiedenem Glauben, Anschauungen und Traditionen, hätte einen unerhörten moralischen Zusammenbruch herbeiführen müssen, wäre dem nicht eine vernünftige, ich möchte sagen kapitalistisch gesonnene Religion entgegengestanden. Sie war stark in ihren Verboten und verbot das, was bei der Eroberung eines Landes am ehesten hinderlich sein konnte. Aber am Anfang und bis in unsere Zeit gab es in den Vereinigten Staaten eigentlich nichts anderes zu tun als Wälder zu roden, Brücken zu bauen, Eisenbahnen zu legen, Häuser zu bauen — lauter äußere Dinge. Für innere bestand keine Lust, hatte man keine Zeit. Was nötig war, waren derbe, resolute Einschränkungen grober Sinnlichkeit, Verdammung der Sinnlichkeit. Denn bei dem Mangel jeder äußeren Ordnung und Gewalt konnten Leidenschaften jeder Art wild sich ausleben. Sie taten es. In einer kleinen Stadt des mittleren Westens, wo seit siebzig Jahren Weiße Ansiedelungen haben, berichtete die Vorsteherin der vereinigten Wohltätigkeitsvereine von einem Paar, Bruder und Schwester, das neun erwachsene Kinder hatte. Mangel an anderem Umgang hatte diese achtzigjährigen Menschen in ihrer Jugend vereint.

Das ist nun zwar ein krasser Fall. Aber für jeden, der tiefer und länger beobachtet, wird es klar, daß in den Vereinigten Staaten Gelegenheit zur freien Betätigung der niedersten Triebe gegeben ist, wie kaum irgendwo. Daher habe ich, nach der ersten und unvermeidlichen Abneigung gegen viele Äußerungen des Muckertums drüben — wenn mir als alleinspeisender Dame der Kellner zum Beispiel anbot, den bestellten Cocktail in einer Kaffeetasse zu servieren, weil das Trinken nur in Gesellschaft von Männern öffentlich erlaubt sei — schließlich eingesehen, daß für eine so heterogene Gesellschaft zusammengewürfelter Menschen etwas Puritanismus überaus nötig ist.

Nun haben aber Religionen eine große Adhäsionskraft. Früher, während des letzten Jahrhunderts, als Amerika besiedelt wurde, war der Purtianismus im allgemeinen für alle gut. Jetzt, da die Anzahl der Seßhaften und Wohlhabenden in der zweiten Generation schon sehr viel größer ist, wo also damit die Anfänge einer Verinnerlichung, einer ästhetischen Lebensanschauung, eines Künstlertums da wären, wirkt eben des Puritanismus Rationalismus auch hemmend da, wo es nicht mehr nötig ist. Rationalismus ist nur inhibitorisch, nie schaffend. Ich werde nie die unsagbare Traurigkeit in der Stimme eines jungen Malers aus dem Staate Arizona, also einem der West-Staaten, vergessen, mit der er über diesen Mangel an Unmittelbarkeit, diese Selbstbeobachtung klagte, die ihn oft beim Arbeiten hindere. Er schrieb sie seiner neuengländisch-puritanischen Herkunft zu: sein Großvater war vor 60 Jahren nach dem Westen gewandert. Selbst ein zehnjähriger Aufenthalt in Europa, zumeist in Paris, hatte nichts an diesem Grundübel geändert. Das Traurige ist, daß ja gerade die Besten und Innerlichsten darunter leiden, die aus den guten und gebildeten Familien. Diese Eigenschaft des Sichselbst — den Pulsfühlens ist sicherlich eine der Ursachen für den Mangel einer runden, körperhaften Phantasie. Die Phantasie des Amerikaners hat etwas Verschwommenes, ganz von aller Wirklichkeit Gelöstes, Unveranschaulichtes. Unsere Phantasie

ist derber und gegenständlicher. Dieses Herbe im Sichhingeben an eine Leidenschaft, dieses Sichselbstbeobachten ist etwas Tragisches im amerikanischen Charakter. Es hindert am unmittelbaren Genuß gerade dessen, was am genießenswertesten ist, was allein zu den Quellen unseres Wesens führt. Es hindert am schöpferischen Sein. Mir scheint, hierin liegt eine der Ursachen für den vorläufigen Mangel an künstlerischem Schaffen. Und auch einer der Gründe für den spezifisch-amerikanischen Humor, dem wir fast stets abweisend und überlegen gegenüberstehen. Der amerikanische Humor beobachtet das, was seine Laune erregt und sich selbst dazu, und nimmt beides für Unsinn.

Natürlich gibt es Reaktionserscheinungen gegen die Schäden dieses Erbübels, des searching of the heart. Im Schwabing New Yorks und Chicagos gibt es Künstler und Kunstliebhaberkreise, die sich auszuleben versuchen. Ich verbrachte einige Wochen in einer Künstlerkolonie auf dem Lande, nicht weit von New York, wo ich diese ihrer selbst sehr bewußten Freiheitsmenschen kennen lernte. Sie sind sehr stolz auf ihre Freiheit, die ihnen noch etwas unangepaßt zu Gesichte steht. In diesen Kreisen wird der französische Kubismus, Freuds Psychoanalyse, die Bestrebungen der englischen Imagisten aufgenommen und zu Tode gehetzt. Ganz wie bei uns in gleichgearteten Kreisen. Nur daß auf dem robusten neuen Lebensboden Amerikas solch ein unnützer und krampfhafter Versuch viel unangenehmer noch erscheint, weil er jeglichen Zusammenhanges mit der Umwelt entbehrt.

Gerade bei den besten und feinsten Menschen drüben, und da besonders bei den Frauen — die von Natur weniger das Bedürfnis haben, sich schöpferisch auszudrücken — lernt man die schöne Wirkung dieses zurückhaltenden, abtastenden Lebensgefühls kennen. Diese Frauen sind von einer psychologisch wohlfundierten Erkenntnis. Es fehlt ihnen die schulgemäße Durchbildung, wie man sie bei uns hat. Das erhöht aber eher den Reiz ihrer intuitiven Erkenntnis und die Feinheit ihres unverbildeten Geschmacks. Sie bringen ihren Männern, Familien und Freunden eine unendlich feine und liebe Anteilnahme entgegen. Wo aber, wie beim Manne, schöpferischer Drang aktiv sich formen möchte, da fällt eben der ganze Apparat des puritanischen Selbstanalysierungszwanges zwischen Eingebung und Erfüllung und hemmt.

Die Amerikaner, die unter der zersetzenden Selbstbeobachtung des Puritanismus leiden, sind naturgemäß, wie überall die feineren Naturen, so in der Minderheit, daß ihre Anwesenheit und ihr Gewicht, die Zukunftsmöglichkeit, die sie für das spätere Amerika haben, meist unbeachtet bleibt. Die düstere Prophezeiung des sehr bekannten, etwas lauten Schriftstellers Lincoln Steffens ist nur ein Bluff, wenn er die unschöpferische, sinnentote Atmosphäre Neu-Englands für die Zukunft Amerikas erklärt. Das letze Jahrhundert hat zu große Blutzufuhr aus Europa, hat zu viele Veränderungen gebracht, um diese Verödung des Daseins je wieder zu erlauben. Vielleicht wird eine nervösere, feingliedrige Sinnlichkeit herauskommen, die seltener getrennt von jeglicher seelischer Beteiligung lebt und leben darf wie in Europa. Ein zweites Neu-England wird es nicht geben.

Auffallend ist eine andere Folge des puritanischen Rationalismus: der Glaube an die Unfehlbarkeit des Erziehungseinflusses. Wo immer die ersten Ansiedler hinkamen, da bauten sie natürlich zuerst eine Kirche und dann folgte in kürzester Zeit eine Bibliothek. Denn sie glaubten daran, daß alles an uns



vernünftig eingerichtet sei, ergo: wir uns so ziemlich zu allem erziehen könnten. Carnegie, der auf jeden freien Platz eine Bibliothek hinstiftet, glaubt fest an Bücher. Erziehung ist zur nationalen Religion geworden. Und das ist nur natürlich. Anders konnte ja auch kein Mensch der Überfülle gegeneinander kämpfender Tendenzen in Amerika beikommen. So hofft man auf die alles zusammenbiegende und vereinende Macht der Erziehung.

Der erste starke reine und edle Calvinismus verfiel. Das puritanische Wesen nahm die sophistisch-rationalistische Richtung an, die dann im 18. Jahrhundert zum Utilitarismus wurde. Calvin hatte die Untergründe des menschlichen Wesens verkannt, die nicht in Vernunft, Askese, Willensanspannung liegen; die jenseits jeder Erziehung und Moral ihre tiefsten Kräfte und ihr Sein haben.

Seine Nachfolger vergaßen das immer mehr. Die natürliche Folge dieses Abgeschnittenseins von den Quellen des Lebens war in den nächsten Zeiten und heute noch zum Teil ein Erstarren in Moralität, in Sophisterei und Doktrinarismus. Daher die häufige Erscheinung, daß die Menschen drüben mit Moral den Sachen beikommen wollen. Es ist immer das Einfachste, einer komplizierten Situation das Klischee einer fertigen Moral aufzudrücken. Der Puritanismus hatte feste Begriffe über Tugend, Laster, rechtes Leben geformt. Die folgende Periode der rastlosen Tätigkeit ließ keine Zeit, diese nachzuprüfen oder gar zu vertiefen. Deshalb herrscht in Amerika noch immer der Glaube an die absolute Gültigkeit moralischer Urteile und die Naivität der Annahme, daß ein Übel ausgemerzt werden könne, sobald es erkannt sei.

Die meisten bei uns haben über Amerika wohl die Ansicht, daß es ein Land sei, wo entsprechend seinen Wolkenkratzern und enorm reichen Leuten, seinem Niagara-Fall und Riesen-Schlachthäusern, wilde und extreme Gedanken und Gefühle herrschen müßten. Ich fand bald heraus, daß sie recht konservativ seien. Anfangs konnte ich mir nicht erklären, daß ich hier, in diesem Lande der Jugend und der unbegrenzten Möglichkeiten, die Leute mindestens ebenso bourgeois und geruhsam fand wie bei uns. Ich sagte zu mir: Wie ist es gekommen, daß in einem Lande die Menschen so ordentlich und konservativ sind, wo alles: Raum, Entwicklung, Mangel an Ordnung doch eher eine Anarchie des Wesens hätte herbeiführen müssen? Ich beobachtete weiter, ich las auch etwas und kam schließlich zu dieser Erklärung, die mich dann etwas beruhigte: Nur in wirtschaftlicher Beziehung herrscht jener ungeregelte Individualismus, von dessen Schrecknissen unsere Berichte über Amerika voll sind. In jeder anderen Hinsicht ist man konservativ. Und die Gründe hierfür? Sie sind auf zwei Grundlagen zurückzuführen: eine ideelle und eine materielle.

Die Menschen, die Amerika gründeten, kamen von England herüber um 1630, also vor der englischen Revolution. Es waren Kaufleute, gutsituierte Handwerker, Anhänger der gelehrten Berufe, kurz, alle wohlfundierte Menschen. Sie brachten die Ideen herüber, derentwegen Karl I. später geköpft wurde: daß jeder Bürger seinem religiösen und politischen Ideale leben muß, daß kein König, keine Regierung ihm hierüber Vorschriften machen darf. Sie kamen herüber durchaus durchdrungen von dem Gefühl für Rang und Prestige, das sie in England, in ihrer Heimat, gehabt hatten. Sie konservierten dieses Gefühl in Amerika. Es war kein wilder Freiheitsdrang einer unterdrückten sozialen Schicht, der sie auswandern ließ. Nur die ordentliche,



entschlossene Absicht ordentlicher, ruhiger Menschen ihrem Ideal ordentlich und ruhig nachzuleben. Es gab keine Arbeiter anfangs in den Kolonien. Indianer und sehr bald Negersklaven taten die unterste Arbeit. Die übrigen: unabhängige Bürger eines Gemeinwesens, in dem alle darauf sahen, daß keine feststehenden Privilegien einer bestimmten Kaste entstanden, in der aber alle die erhöhte Stellung von einzelnen anerkannten, die durch Bildung oder Besitz aus der Menge hervorragten, was dem Individualismus jedes Einzelnen keinen Abbruch tat. Nur hatten sie ein starkes Gefühl dafür, daß an allem, was öffentlich und allgemein war, alle gleichmäßigen Anteil hätten. Durchaus nicht gab es allgemeines Wahlrecht. Zur Zeit um 1780 hatten von den drei Millionen Einwohnern nur 120 000 das Wahlrecht. Es war der Ehrgeiz, Bürger mit Wahlrecht zu werden. Das wurde man durch einen bestimmten Besitz, oder wenn man von der Kirche aufgenommen worden war, oder wenn man dazu gewählt wurde durch das Zutrauen der anderen. Alles ging sehr ordentlich her.

Da kam das, was wir von der Schule her als amerikanische Revolution zu nennen gewohnt sind.

Revolution meint einen Kampf für etwas Neues. Die amerikanische Revolution war ein Kampf für etwas Altes, eben für die ununterbrochene, ruhige Weiterfortführung der Ideale, für die die Vorväter aus England ausgewandert waren. Die französische Revolution brachte den dritten Stand auf, der seine Vertretung im Parlament haben wollte. In Amerika gab es nur einen Stand. Und in diesem waren alle frei und alle Individualisten. Aber diese Individualisten wählten einzelne aus ihrer Mitte und bekleideten sie mit öffentlicher Macht für einige Zeit, die sie dann wieder abgeben mußten. Die französischen Worte Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Naturrecht, hatten hier einen anderen Klang. Freiheit im Sinne des ungehinderten Lebens jedes Einzelnen hatten sie alle; Gleichheit der Geburt, daran glaubten sie alle, aber in ihrer ordentlichen Art des common sense wußten sie, daß die Menschen nicht gleich bleiben, sondern durch Tüchtigkeit und Arbeitsleistung sich voneinander unterscheiden. Und hier kommen ihre puritanisch-calvinistischen Ideen wieder herein: Kommt ein Mensch vorwärts, ist er erfolgreich im Leben, so ist das ein Zeichen, daß Gott in ihm wirke. Er ist also ein Auserwählter Gottes. Ihm ist man Verehrung schuldig. Einen Menschen aber als Autorität zu verehren, als König zum Beispiel — ist Kreaturvergötterung und verwerflich.

Wenn daher der englische König, das englische Parlament Steuern von ihnen verlangten, Garnisonen mit befehlenden Offizieren ins Land setzten, so machten die Amerikaner ihre Revolution dagegen. Die führenden Männer Washington, Hamilton, Franklin wußten nur wenig von den modernen französischen Ideen ihrer Zeit. Washington las zumeist Bücher über Technik und Kriegswissenschaften und war nebenbei ein ausgezeichneter Landspekulant; Hamilton war halbeuropäischer Herkunft, ein Edelmann und Konservativer; Franklin am ehesten noch durch seine deistischen Neigungen für französische Radikalismen zugänglich, aber viel zu utilitarisch trocken und praktisch-weltmännisch, viel zu schwunglos, um sich für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit theoretisch ins Zeug zu legen — was ja auch gänzlich unnötig war. Die „glittering and sounding generalities" der wundervoll formulierten Unabhängigkeitserklärung haben ihren Hauptzweck dadurch erfüllt, daß sie den Amerikanern in glanzlosen, platten Augenblicken Inspirationen gaben, sonst



nichts. Wie sie denn, wie in den lateinischen Ländern, viel Sinn für tönende und große Worte haben, ohne im Grunde ihres common sense zu vergessen, daß es nur Worte sind.

Brachten die Neu-Engländer in die Union ein ganz bestimmtes Gefühl für Gott und für gesellschaftliche Verbindungen, so die südlichen Staaten, Virginia und die Carolinas, aus denen stets die größere staatsmännische Erkenntnis kam, ein ebenso bestimmtes Gefühl für eine Regierungsform und für gesellschaftliche Beziehungen. Alles dies wurde konserviert. Dieser ordentliche kühle Idealismus des vorrevolutionären Engländertums ist, scheint mir, die ideelle Grundlage des amerikanischen Konservativismus.

Natürlich änderten sich die Verhältnisse im neunzehnten Jahrhundert mit der Erschließung des Kontinents.

Aber die veränderten Verhältnisse geben selbst bis zu einem gewissen Grade die materielle Grundlage für jenen Konservativismus.

Die Menschen am Ende des achtzehnten und während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts waren durchaus mit äußeren Betätigungen beschäftigt. Ein ganzer Kontinent lag ja da vor ihnen, der erschlossen werden mußte. 1825 war der Erie-Kanal fertig. Damit begann bereits die zweite große Westwanderung; 1850 etwa kamen die Goldfunde im Felsengebirge; zwischen 1860 und 1870 waren die transkontinentalen Eisenbahnen fertig, damit die Straße zum Westen bereit und offen. In hundert Jahren war das Land entdeckt. Menschen, die das alles zu machen haben, finden keine Ruhe und Zeit, neue geistige Werte, große innere Revolutionen zu schaffen. Sie übernehmen das Alte. Das taten die Amerikaner. Sie nahmen vom alten Ostrande die Ideen und trugen sie mit sich als innere Richtschnur inmitten der sie bestürmenden äußeren Forderungen. Der Gedanke der Kontinuität der Ideen geht einem drüben auf. Die ganze Geschichte der Vereinigten Staaten ist ein Beweis, wie sehr das Volk einem Bruch in dem Zusammenhang seiner Entwickelung abhold ist. Amerika hatte bis jetzt fast ausschließlich mit der Öffnung und Beherrschung der Materie zu tun; langsam durchdringt es sie mit seinem Geiste, der sich der Umgebung hat anpassen müssen. Sie haben in der Tat Anschauungsunterricht durchgemacht, fast noch jetzt jeder für sich. Sie sind Pragmatiker und also gegen Radikalismen und Sprünge.

Eine Differenzierung des Geistigen durchzuführen, wenn man Bäume fällen muß und sich gegen Indianer und wilde Tiere beständig zu schützen hat, ist kaum zu erwarten. So hielten und halten die Amerikaner an ihrer primären Gruppierung: der Familie, fest. Und die Familie ist immer eine Erhalterin, eine Feindin von Neuerungen. Die bringen Spaltungen in den geschlossenen Kreis und sind also besser zu vermeiden. Die große Bedeutung der Frau spricht hier viel mit. Frauen gedeihen besser im Schoß der Familie, sie sind die Hüterinnen des Herdfeuers; sie sind von den beiden Geschlechtern die sozialeren, weniger befähigt, sich abzusondern, mehr abhängig vom Prestige desjenigen, dem sie anhängen. Und ein guter, fester, solider Durchschnitt hindert wenigstens das Verlieren des Prestiges. Sie haben einen verzweifelten Willen zur Selbsterhaltung, und sie wissen, daß der schlimmste Feind einer bestehenden Wahrheit eine neue ist. So sind sie geneigt, alles Neue ihrer Familie möglichst fern zu halten.

Deshalb sind sie auch meist Anhängerinnen einer Kirche und bringen die Männer ihrer Familie dahin. Auch die Kirche ist eine primäre Gruppie-



rung. Familie und Kirche sind daher in Amerika wie anderswo — aber in sehr viel stärkerem Maße als bei uns, die konservierenden Einheiten. Persönliche Verachtung zu ertragen, öffentliches Odium auf sich zu laden, dazu gehört schon bei uns, aber in Amerika noch viel mehr Mut. Und so zäh hängen die Menschen drüben an dem Überkommenen, daß auch die Wissenschaft arg damit zu kämpfen hat. Ich besuchte in Chicago die Vorlesungen eines Professors der Psychologie über die Entstehung der Religionen. Der Professor, den ich persönlich kannte, erzählte mir, wie ungeheuer schwer es sei, aus den Köpfen seiner Studenten die a priori-Begriffe herauszubekommen. Es erscheint ihnen die Lehre frevelhaft, anzunehmen, daß aus der Welt der Sinne das Gottobjekt geboren sei, daß in der Sicherheit und Wahrscheinlichkeit seine Wirkung beruhe, die es für den gottschaffenden Menschen habe.

Michael Chevalier, der 1839 durch die Vereinigten Staaten reiste, schreibt in seinem Buch: „Es herrscht hier ein großes Mißtrauen gegen alle neuen Einflüsse und jede Gewalt, die sich einzunisten sucht, was ein hervorstechender Zug im amerikanischen Charakter ist, und welches Quelle, Erklärung und Schutz der hiesigen republikanischen Einrichtung ist." Es lag in der Richtung der Zeit Chevaliers, nur die politischen Einrichtungen zu sehen und deren Wirkungen zu beobachten. Sicherlich, in dem damaligen wilden, demokratischen Getümmel war dieses Mißtrauen gegen alles Neue in der Tat nötig und staatserhaltend. Unsere Zeit aber legt weniger Gewicht auf die politischen Formen der Freiheit als auf den geistigen und kulturellen Wert dieser Freiheit. Und da erscheint uns der Konservativismus der Amerikaner, der so viele Vorurteile, unanalysierte Furchtgefühle hat, wirklich nicht mehr nötig.

Aber die Gewalt der sozialen Umgebung, Gewöhnung, Wunsch nach Glück — was für die Mehrzahl nicht in Isoliertheit besteht — die Sitten, alles das bildet drüben eine Kraft, die der einzelne erst zerstören muß durch eine Krisis, bevor eine Umwandlung möglich ist. Und solch eine Krisis kommt für die wenigsten.

Kommt sie aber, so ist sie als Reaktionserscheinung gegen eine sehr starke Macht oft mit derartigen Groteskheiten und Verrücktheiten verbunden — davon erfahren wir ja durch unsere Zeitungen auch immer — daß sie die Konservativen nur noch in ihrer Haltung bestärken.

Noch etwas anderes, mehr äußerliches, hilft, den amerikanischen Konservativismus zu erhalten: das ist die Normalisierung oder besser Standardisierung aller Industrieprodukte, die einen gleichmäßigen Lebensstil und dessen Verherrlichung mitbringt. Alle Welt kleidet sich gleich, hat ähnliche Möbel, ißt und trinkt gleich, — und damit bildet sich ein Stil, der bindend ist. Er wechselt im einzelnen oft; die Tendenz der unindividuellen Gebundenheit bleibt.

Es ist in einem Lande keine Aussicht, daß neue und vor allem radikale Ideen schnell sich verbreiten, wo noch immer, außer für Künstler und Dummköpfe, die Aussicht besteht, sich emporzuarbeiten und Besitz zu erlangen. Der Besitz fesselt. Mit dem Besitz kommt der Konservativismus. Heinrichs IV. Huhn im Topf ist ein fesselndes Geschöpf. In Amerika, ganz wörtlich genommen, haben die meisten am Sonntag ein chiken im Topf, dieses Symbol des ruhigen und völkererhaltenden Bürgers



Der Amerikaner
als Kind seines Raumes und seiner Zeit

Der Amerikaner
als Kind seines Raumes und seiner Zeit

Die Annahme liegt nahe, daß unter dem tötenden Einfluß der zwei Grundeigenschaften, des Puritanismus und Konservativismus, das amerikanische Volk lebensschwach sei, ohne Kraft und Freudigkeit.

Das ist nicht der Fall. Der Einfluß des Landes, der Einfluß der seit einem Jahrhundert durchlaufenen Entwickelung hat die amerikanische Nation an der Sandbank vorbeigeführt, auf der die Puritaner von Plymouth und Boston ihr kümmerliches, farbloses Gottesauserwähltsein betätigten. Der Rhythmus des Lebens ist von einer Kraft bestimmt, die ungeheuer ist, so ungeheuer wie das Raumempfinden, das alles durchflutet und weitet und stark und hoffnungsfreudig macht.

Die Vereinigten Staaten sind nicht zu vergleichen mit Deutschland oder Frankreich oder irgend einem Lande Europas. Sie sind wie Europa selbst. Siebenzehn mal so groß wie Deutschland, ein Gebiet von neun Millionen Quadratkilometern. Infolge seiner großen nord-südlichen Ausdehnung enthält es die landwirtschaftlichen Produkte aller Zonen. Seine Gebirge enthalten Kohlen und Erze aller Art in unendlichem Reichtum und in leicht zugänglichen Lagerungen.

Das Land hat 100 Millionen Einwohner. Es ist ja noch garnicht bevölkert, nur oberflächlich besiedelt. Die Durchschnittsbevölkerung pro Quadratkilometer nach dem letzten Zensus ist 10,3. Am Ostrande wohnen zusammengeballt in den großen Städten viele Millionen, so daß zum Beispiel im Staate Rhode Island 169,3 Menschen auf den Quadratkilometer kommen. Jenseits der Alleghanies ist die Bevölkerung durchschnittlich nur 25,3; weniger als 16,7 in allen Südstaaten; weniger als 8,3 in den Staaten westlich des Mississippi mit Ausnahme von Missouri; in den übrigen Weststaaten des Gebirges bis zur pazifischen Küste gehts hinunter auf 1,7 Menschen. Auf dem Wege von Pueblo nach St. Louis am Mississippi fährt der Schnellzug einen Tag durch die Prärie. Nach ungefähr zwei Stunden Fahrt, wo der Zug zu halten keine Veranlassung hatte, weil es keine Stadt oder kein Dorf gab, kamen wir an einem Farmhaus vorbei, wo mit großen, weithin sichtbaren Buchstaben geschrieben stand: „Bitte werft uns Zeitungen zu!" Die Leute wohnen so weit von jeder Siedelung, jedem Postamt, daß sie nur höchst selten einmal hinkommen können, sich Nachrichten zu holen.

Aber auch wo die Siedelungen dichter stehen, haben sie noch keinen Eindruck auf die Landschaft hinterlassen können. Sie sieht immer einsam aus. Sie hat durchaus ihren Charakter bewahrt. Alle Eisenbahnen, Fabriken, Städte ändern daran nichts. Sie ist noch nicht vom Menschen zu seiner Heimstätte gemacht worden. Die Menschen sind noch nicht mit dem Boden verwachsen. Es gibt noch keine Gegenstände, die uns blitzartig den innersten

Kern des Landes, der Menschen erschließen. Es fallen einem keine ähnlichen Bilder ein, wie so oft beim Betrachten einer europäischen Landschaft. Die amerikanische Landschaft herrscht noch souverän. Und sie ist sehr schön, von einer trägen, üppigen Schönheit, die einförmig ist und großartig. Die amerikanische Landschaft bildet nur wenige große Einheiten, sie zerfällt nicht in kleine Teilszenerien, die besonders in Deutschland bis ins Winzige gehen. Der Mensch verliert sich in der amerikanischen Natur, in ihrer müden Gleichförmigkeit, ihrer trägen Üppigkeit, wo das kurze hitzige Fieber des Sommers ein glühendes, robustes, starkes Leben schnell hervorbringt. Die Flüsse von einer unbeschreiblichen Pathetik; die Seen von einer einsamen Unberührtheit; die Berge frei von Wegen und kraxelnden Menschen. Die Gebüsche voll von Tieren, die bei uns längst im Laufe der Jahrhunderte ausgestorben sind; die Wälder nicht gepflegt und numeriert, sondern wildwachsend mit tausend Arten von Bäumen, die miteinander um Licht und Luft kämpfen. Es ist von unsagbarem Reiz, dieses wunderbare Land, auch da, wo es uns nicht seine Glanzstücke wie das Cannon des Colorado oder die Niagara-Fälle zeigt.

Es ist der Zauber der unberührten, sich selbst überlassenen Natur, in der Gott Pan noch lebt, weil er noch nicht durch Heimatschutz, Forstgesetze und Verschönerungsvereine endgültig und für immer vertrieben worden ist. Pan lebt noch und erschreckt die Menschen durch seine plötzlichen Launen, wenn er einen Tornado erregt, oder eine gewaltige Flut plötzlich aufsteigen läßt. Oder eine fleckige Wildkatze den in der Hitze des träumerischen Mittags Schlafenden vom Baume anspringen läßt. Dem innersten Mark der Dinge kommt man ganz nahe; ein Gefühl, als hätte man die Welt unverschleiert gesehen, überkommt einen.

Dieser ganze ungeheure Kontinent nun wurde von Menschen in kurzen hundert Jahren erobert. Es war eine atemlose Eroberung. Ende des achtzehnten Jahrhunderts nicht weiter als bis zu den Alleghanies vorgedrungen, waren die Westwanderer um 1815 schon am Mississippi. Um 1850 schon auf der anderen Seite dieses gewaltigen Flusses, erst durch seine Ebenen, dann den Anstieg hinauf geeilt zum Felsengebirge. In kurzer Zeit am Stillen Ozean. Die Eisenbahnen folgten ihnen nicht, sie gingen ihnen voran, so gewaltig war der Drang, so bewußt das Westwärtsstreben. Alle vorhandenen Kräfte und Fähigkeiten wurden bis ins letzte angespannt. So sehr ist dieses Nomadenwesen ins Blut des Volkes gedrungen, daß es auch jetzt noch immer den Eindruck macht, als ob es auf seinem Boden sich nicht festgesetzt hätte, sondern nur zufällig hier oder dort Rast gemacht hätte, stets bereit, weiter zu ziehen. Es ist charakteristisch: in der Wohnung einiger meiner Bekannten in Chicago wurde mir erzählt, nicht wenige der Möbel, die ich sah, hätten sie vorgefunden von den zuletzt Wohnenden. Und sie würden, wenn sie auszögen, auch wieder mehreres zurücklassen — wie Nomaden oder Jäger beim Fortziehen am verlöschenden Wachtfeuer wohl einen schnell gezimmerten Tisch oder eine Bank zurücklassen.

Es versteht sich von selbst, daß ein solches Land, eine solche Eroberung die bedeutsamsten Einflüsse auf die Menschen hat. So groß ist die Vitalität, der Einfluß des Landes, des Klimas, der Verhältnisse, daß bereits in dem Körperbau der Kinder, die mit ihren Eltern eingewandert sind, eine Veränderung vor sich geht: den langköpfigen Süditalienern, den rundköpfigen Osthebräern, wird ihre Kopfform zu einem Mittelmaß verändert. Die Berichte



der Einwanderungskommission erzählen davon auf Grund von vielen, lange fortgeführten Messungen.

Bei uns spricht man vom Werden eines Landes, eines Volkes. Der Ausdruck wäre viel zu passiv für Amerika. Hier sagt man, es ist „in the making" — in der Mache. Das Land macht die Menschen und die Menschen machen das Land. Ich glaube, das ist der große Zauber, den Amerika ausübt: diese unbändige, ihrer Kraft und ihres Sieges sichere Urgewalt, die jeden trägt und antreibt; diese wundervolle Zuversicht eines guten Morgen, auch wenn das Heute nicht so ganz gut war; diese Unbekümmertheit, Fehler zu machen, weil man sie ja wieder gutmachen kann und will. Man hat ja die Macht, den Willen und die Zeit dazu. Es ist nicht wahr, daß drüben alles in Hast ist. Gewiß, der einzelne ist in Hast. Das Ganze aber hat Zeit, sieht vor sich eine lange Zukunft. Das Volk schaut in Banquos Spiegel und sieht eine stolze Reihe zukünftiger Geschlechter.

Amerika ist nicht ein Vaterland; es ist ein Kinderland. Man fußt nicht so sehr auf dem, was die Väter getan haben, was man erhalten und verehren soll. Man ist abgeneigt dem Vergangenheitskult. Man lebt und arbeitet für die Zukunft, für die Kinder. Es gibt kein Gestern. Jedes Gestern ist tot in jedem Heute. „Die Macht der Hoffnung auf den Willen der Menschen zur Anstrengung und auf das Glücksgefühl der Menschen ist wunderbar", sagte Lincoln vor sechzig Jahren aus seinen Beobachtungen heraus. Und so ist es noch jetzt. Es gibt slums; es gibt arbeitende kleine Kinder und Frauen, die sich zu Tode rackern; es gibt Taylor-System und Ausräuberung der Einwanderer; es gibt gefährliche Multi-Millionäre; keine Versicherungen gegen Krankheit, Unfall, Tod; keine Versicherungen für Witwen und Waisen — dennoch: vom Boden, von der Luft Amerikas strömt eine Quelle der Kraft aus, eine Hoffnungsfreudigkeit, der sich niemand entziehen kann.

Drüben hat man die Tradition, die Vergangenheit entthront und die Absicht, das Streben nach einem Ziel zur Göttin gemacht. Man hat dieses bewußt getan. Amerika ist in der Mache.

Das scheint mir, ist die tiefste Veränderung, der tiefste Unterschied zwischen Amerika und Europa.

Wir in Deutschland sind geneigt, die Amerikaner für reine Zweckmenschen anzusehen; wobei wir ganz heimlich und pharisäerhaft uns an die Brust schlagen und meinen, wir aber hätten das Gemüt. Gewiß ist der Amerikaner Zweckmensch. Es fällt bei ihm gleich sein klares, sachliches Auge auf, die Robustheit, mit der er auf ein Ziel losgeht. Was wäre auch anders zu erwarten von einem Volk, das einen Kontinent zu erobern, einzurichten, zu bewirtschaften hat! Mit Gemüt geht das nicht. Aber ich habe manchmal den Gedanken, als ob wir auch recht sehr Zweckmenschen seien, es auch immer mehr und mehr werden. Als ob nur das verdammte Gemüt justament öfters im ungeeignetsten Augenblick und Ort aus dem Labyrinth der Brust auftauche, uns die Sache verdürbe, und wir dann, in unserem Nachsehen, uns über die anderen erregten und deren Zweckhaftigkeit, und uns dieses aufgekommenen Gemütes rühmten.

Aber wir irren uns sehr, wenn wir die Amerikaner zu Zweckmenschen kat'exochen stempeln.

Ich glaube, es ist am besten, ein wenig darüber nachzudenken, welche Wandlungen und Einflüsse und Ausmerzungen dieses Jahrhundert der



Westwanderung auf das Temperament und den Charakter des Volkes gehabt hat.

Ich sage mit Absicht Temperament und Charakter, nicht Psyche. Psyche ist etwas über dem Temperament und Charakter, jenseits der Untiefen und Plötzlichkeiten des Temperaments und schwebender, durchdringender als Charakter. Eine amerikanische Psyche scheint es mir noch nicht zu geben, insofern, als sie alle fünf Jahre wechselt und also keine ist.

Aber ein amerikanisches Temperament, einen amerikanischen Charakter gibt es, der sich auf dem Unterbau des puritanisch-konservativ-idealistisch-individualistischen Charakters des vorrevolutionären Engländertums aufbaut.

Es ist erstaunlich, wie viele Eigenschaften des Amerikaners sich aus der Zeit seines Nomadentums erhalten haben. Lincoln sagt in einem Brief aus dem dritten Jahr des Sezessionskrieges: „Ich mache nicht darauf Anspruch, die Ereignisse kontrolliert zu haben; ich gestehe ganz offen, daß die Ereignisse mich beherrscht haben".

Die Ereignisse waren aber auch gewaltig und anstrengend: Die Loslösung von England und Vereinigung zu einem Staat; der wilde krasse Demokratismus zur Zeit General Jacksons; die Entfremdung von Nord und Süd und der Kampf um die Union; die Aufhebung der Sklaverei und damit die Nötigung für den Süden, sich anders zu organisieren; bei alledem das Westwärtsdringen, die Vergrößerung aller Maßstäbe im wirtschaftlichen Verkehr; erst durch die großen Heereslieferungen des Bürgerkrieges, der den Beginn des spekulativen Temperaments beschleunigte; dann nach der endgültigen Wiedervereinigung die Orgien manchesterlicher Wirtschaft, das rapide Ansteigen der Bevölkerung. Schließlich seit zehn Jahren der Anfang eines Sichbesinnens.

Jedem von uns fällt am Amerikaner seine große Bereitwilligkeit zur Mitfreude bei jeder kleinsten Gelegenheit auf. Er ist ein Mann mit leichteren nervösen Reaktionen als wir. Durchaus ohne eigene Absicht — die stand dem eher entgegen, da er von Haus Puritaner war, also einen festen Plan und Anschauungen mitbrachte —; allein durch die Macht der Verhältnisse hat das amerikanische Volk den Kern aller praktischen Weisheit gefunden; daß nämlich nur ein Narr gleichförmig in der Art seiner Lebensführung ist, daß aber ein gescheiter Mensch reich an Hilfsmitteln und Zufluchten sein muß in einer so mannigfachen Welt. Diese Erkenntnis kam durch ihr Nomadenleben. Wenn man heute hier, morgen dort ist, überall mit dem, was man vorfindet, sich sein Leben täglich neu zimmern muß, wird man erfinderisch, pragmatisch, dankbar für alles, was man findet, geneigt, sich über alles Freuenswerte zu freuen. Optimistisch sind die Amerikaner, von einer prompten Freundlichkeit, die in jedem Augenblick durchschlägt. Bereit jedem zu helfen, wenn er nur selbst sich helfen will. Denn alle haben sie die Arbeit und harte Zeiten kennen gelernt, da hier meist doch jede Generation noch ihr eigenes Leben aufzubauen hat. Das alles gibt ihrem Leben die Würze der Unabhängigkeit, die Genugtuung individueller Initiative und eigener Verantwortlichkeit. Amerika ist wie ein Mensch, der aus dem Vollen lebt, Risiko läuft, sich bloßstellt.

Gerade einem Deutschen ist diese Unbekümmertheit etwas Unerhörtes. Denn bei uns ist nicht jeder Mensch wie drüben vor eine Aufgabe gestellt, die er nur anzupacken braucht. Bei uns hindert oft ein törichter Kastengeist,



hindert häufig eine Überbedachtsamkeit oder die verbauten Verhältnisse das Zugreifen. Viele Intelligenzen verkümmern daran. Ich kenne drüben einen Pfarrer, der, nicht befriedigt von seinem Beruf, eine Pulverfabrik kaufte und leitete, und zwar sehr gut leitete. Wie wäre es bei uns in aller Ruhe und Selbstverständlichkeit möglich, daß der Sohn eines hohen Geistlichen, weil ihm das Studium nicht liegt, einfacher Automobilverkäufer wird? Drüben geht das ohne weiteres. Der Junge ist an seinem Platz und füllt ihn gut aus. Die Unbarmherzigkeit bei uns einem Menschen gegenüber, dem etwas mißglückt ist, hat viele Zeit ihres Lebens ruiniert. Konsequenz wird gepredigt, auch wenn sie, im rechten Lichte besehen, Verbohrtheit und Stumpfsinn ist. Und Mangel an Charakter und Fertigsein wird denen vorgeworfen, die in allem Freimut heute das verwerfen, was sie gestern als richtig ansahen.

Dem Amerikaner scheint das Leben, „seinen Zweck in sich, in seiner Kraft und Blüte, Schönheit und Größe zu haben. Es muß um seiner selbst willen gelebt werden, um der ganzen Fülle wegen, die es birgt, nicht wegen dieses oder jenes einzelnen, noch so großen, noch so erhabenen Zweckes". Deshalb scheut er sich nicht, Fehler zu machen, geht er nicht an ihnen zu Grunde, wie so viele bei uns. Es ist leicht zu sagen: ein kräftiger eigener Mensch setzt sich durch. Gewiß, manchmal tut er es und gewinnt an Kraft bei dem Kampf. Aber ist es durchaus nötig, überall immer das Letzte des Letzten zu suchen; immer den Dingen auf den Grund zu gehen, durch den Geist, der stets verneint, sich um ein gut Teil seiner Lebensbejahung zu bringen? Der Amerikaner in seiner Leichtigkeit, seinem Optimismus will nicht alles in ein System bringen, alles organisieren; jede Kleinigkeit technisch, umfangreich, übertrieben, unerschöpflich darstellen. Er haßt attitudes of mind.. Wir haben unendlich viele attidutes und häufig keine Spur von mind dahinter. Es gibt drüben keinen Ausdruck für das Wort: Einstellung. Das Wort, das ihm am nächsten kommt, ist: apposition, und das bedeutet mehr: sich-danebenstellen, oder man kann auch sagen: to get fixed. Aber das bedeutet mehr etwas Passives: sich-gefangennehmen lassen. Während unser deutsches Wort das Aktivum des Sich-bewußt-Einstellens bedeutet.

Das ist einer der bedeutsamsten Unterschiede zwischen den Amerikanern und uns. Man muß drüben gewesen sein, wo so viele Verrücktheiten, Unregelmäßigkeiten, Zufälligkeiten vorkommen, um recht zu verstehen, was wir mit Leuten anfangen sollen, die das Leben mit einem so bizarren Temperament anschauen wie Mark Twain, und dennoch ohne Oberflächlichkeit und Prätension, nur mit einer launisch-beweglichen Bereitwilligkeit das Drollige und Belachenswerte in verwandten Erscheinungen anzunehmen.

Dieser Optimismus, diese Betätigungsfreihiet, diese Abwesenheit von Neid und Verdachtbereitschaft anderen gegenüber, diese Bereitschaft zur Freude — all das ergibt eine allgemeine politische und soziale Lebensluft, verbreitet einen guten Geist freier, gegenseitiger Anerkennung und Kameradschaftlichkeit, der letzten Endes vielmehr als alles Materielle bedeutet.

Andere Eigenschaften, die auch eine Folge des langen Nomadenlebens und der unendlichen Beweglichkeit aller Verhältnisse sind, sind weniger erfreulich, und gerade einem Deutschen unerträglich. Die sehr schnelle Entwicklung des Landes, die es tatsächlich jedem Menschen ermöglicht, in einem Jahrzehnt große Veränderungen und Fortschritte zu sehen, brachte den Glauben an die unbedingte und stets in Erscheinung tretende Wahrheit der Evolutions-

idee hervor. — Unausgesetzt hört man das Wort „Evolution". Die zahlreichen Evolutionsgläubigen tun, als ob das menschliche Geschick nichts anderes sei, als die Entfaltung eines Planes, wozu sie die Skizzen schon vorher eingesehen und gebilligt hätten. Gewiß kommt das von der Vorherrschaft naturwissenschaftlich-technischer Gedankengänge und Interessen; auch, wie nicht anders zu erwarten, von dem unverwüstlichen Optimismus. Oft aber ist es nur Gedankenfaulheit und die Vermengung des Früheren mit dem weniger Entwickelten und des Späteren mit dem Entwickelten; weshalb denn auch viele Amerikaner einem Europäer auf die Nerven gehen durch ihre philiströs satte Befriedigung, wie herrlich weit sie es gebracht hätten. — Das Unerträgliche: post hoc ergo melius hoc hört man drüben häufig.

Eine Folge dieses Glaubens an eine ununterbrochene Evolution ist der Mangel an Prinzipien, das Vorherrschen des Emotionalismus und eine ausgesprochene Unintellektualität.

Wo Menschen während hundert Jahren immer wieder gesehen, daß jedes Heute anders ist als jedes Gestern, sind sie abgeneigt, an Theorien und Prinzipien zu glauben. Nirgends hört man so häufig die Wendung: „Sollten Sie Ihre Ansicht ändern — — —". Dieser Standpunkt ist entschieden dem vorzuziehen, der bei uns all unsere Einstellungen und Unentwegtheiten gezeitigt hat. Schlimm aber wird es im politischen und sozialen Leben. Alle sehen die vielen und großen Schäden des schrankenlosen ökonomischen Individualismus. Man sieht sie und will ihnen abhelfen. Aber die Amerikaner sind geistig, intellektuell zu ungeschult, zu sehr ihren Gefühlen und Instinkten hingegeben, um mehr als eine Teilansicht des sozialen Gebietes zu haben, das sie zum Arbeitsfeld ihres Eifers gewählt haben. Dazu kommt, daß mehr Frauen als Männer sich auf diesem Gebiet der sozialen Besserung betätigen. Die Folge war — denn seit einigen Jahren zeigen sich Wandlungen — daß bei Entdeckung eines sozialen Übels die Nation überfließt von einer tugendhaften Wallung, die, wäre sie weniger emotionell, mehr von Prinzipien und Gesamtwissen gelenkt, in größere praktische Erfolge sich hätte umsetzen können. Der Unsinn, in einer einseitigen Besserung eine Heilung zu sehen, ist nur die Reaktion auf eine zu komplizierte Welt, der mit dem Verstande und Wissen beizukommen sie noch nicht gelernt haben. Ganz sicher hat das Leben drüben bei allem Konservativismus einen hysterischen Einschlag. Die Hemmungen und Schutzwälle von Theorie und Prinzip fehlen.

Man beginnt das einzusehen. Walter Lippmann, ein Sozialist, einer der stärksten, wenn auch noch nicht führenden Geister des modernsten Amerika, sagt darüber: „Das Streben nach einer Theorie aufzugeben, aufzugeben einen Wunsch zu formulieren, bedeutet nach der Meinung einiger Leute: nach tieferen Quellen der Inspiration zurückgreifen. Was es aber bedeutet, ist dies: sich zum Spielball zufälliger Einfälle, veralteter Vorurteile oder künstlich aufgeblasener Modeideen zu machen. Der Zufall wird Herr, der Zufall zumeist deiner zufälligen Erziehung, und du wirst der Sklave von dem, was sich zufällig auf dem Grunde deines Geistes angesammelt hat oder dessen, was du in deinem Leibblatt oder dem Vorort, wo du wohnst, sanktioniert gefunden hast — warum? Nur weil die Lebensverhältnisse dieses Vorortes deinem Einkommen entsprachen".

Ich habe allerdings gefunden, daß es falsch ist, wegen dieses Mangels ungeduldig mit den Amerikanern zu sein, wie ich es am Anfang meines Aufent-



haltes war, wo ich natürlich nur die entsetzlichen, nicht schwer zu entdeckenden Mißstände sah, nicht aber die Schwierigkeiten einer gescheiten und systematischen Abwehr.

Die Männer sind noch fast ohne Ausnahme ausschließlich materiell beschäftigt, wie es nicht anders geht in einem so jungen Lande. Die wenigen denkenden Menschen leben über einen ganzen Kontinent hin verstreut. Das Verständnis für eine allgemeine Sache muß in einer so heterogenen Menschenmasse — ein Volk im europäischen Sinne ist das amerikanische Volk ja noch nicht — noch so roh sein (daher denn auch immer und immer wieder harte und ausführliche Erklärungen und Wiederholungen notwendig sind und unendlich häufig „Conventions" stattfinden müssen); die Verhältnisse und Bedürfnisse in einem Lande, so groß wie Europa, sind so verschieden, daß es sicher noch Generationen einer gemeinsam erlebten Geschichte bedarf, um die Geister und Herzen abzukehren von hysterischen Gefühlsindividualismen und grundlegenden Theorien zuzuwenden.

Sagt man den Amerikanern, man fände sie so erfrischend unintellektuell nach Deutschland, so sind sie wenig erfreut über dieses Kompliment. Es gibt drüben fast gar keine Menschen, die, wie bei uns, sozusagen gar nicht mehr privat, sondern nur noch öffentlich lesen, denken und empfinden. Die Menschen drüben lesen und denken noch wegen der Freude, die sie daran haben, nicht weil sie sich verpflichtet fühlen, ein geistreiches Urteil, eine wohlformulierte Rubrizierung über einen Menschen bereitzuhalten.

Die Aufrichtigkeit und Einfachheit aber, mit der die gebildeten Amerikaner ihre Unbereitschaft zum Urteilen in einem solchen Falle ausdrücken, ist geradeaus und entzückend: „Darüber habe ich noch nicht genügend nachgedacht" oder „dafür bin ich noch nicht bereit". Dinge, die ihnen nicht liegen, zu denen sie kein inneres Verhältnis haben, weisen sie knapp und klar ab. Ressentiments lassen sie nicht in sich aufkommen. „Fertig sein mit einer Sache" lautet das knappe Wort. Es erfreut drüben diese Haltung als so außerordentlich anständig gegenüber der Sucht unserer gebildeten Kreise, alles zu verstehen und sich anzuempfindeln. Das Verlogene und Banausische: „nichts Menschliches ist mir fremd", wird dort fast nie zum Deckmantel für unanständige Neugier und Mangel an Selbsterkenntnis benutzt. Sie reden drüben über die Menschen als Persönlichkeiten und halten es für möglich, daß ein Mensch sich ohne besonders gute Geburt, ohne einen besonders hoch stehenden Beruf verfeinern kann, wenn er nur danach strebt und aufrichtig und nicht eingebildet ist. Refinement nennen sie das. Man akzeptiert die Menschen auf ihren eigenen Wert. Allerdings in den östlichen Staaten ist man bereits weniger offen. Man wird im mittleren und ferneren Westen diese sehr amerikanische, sehr liebenswerte Menschenbereitschaft finden, die hoffentlich auch eine wachsende Kultivierung nicht vertreiben wird.

Seriousness und consistency — Ernsthaftigkeit und Folgerichtigkeit sind die Dinge, vor denen die Amerikaner Angst haben und davonlaufen. Kein Wunder, daß sie die Deutschen nicht lieben. Sie suchen das Leichte und Gefällige, sie lieben die Menschen, die es nicht für nötig halten, für jedes Wort erst eine lange Begründung zu geben. Die elegante, geistige Sitte des Franzosen gefällt ihnen. Sie selbst können manchmal ganz französisch sich gebärden: In Cincinnati war ein Streik der Trambahnführer ausgebrochen, der die ganze Stadt in größte Verlegenheit brachte und Anlaß zu Zusammenstößen



gab. An einer Straßenecke wurden Wagen zerbrochen und Menschen verwundet. Schließlich wurde der Streik beigelegt. Als der erste Wagen die Straßenkreuzung wieder passierte, fiel ein Regen von Rosen auf ihn, die vom Publikum aus den Fenstern und von der Straße geworfen wurden.

Auch die Abneigung und Wehrlosigkeit des Amerikaners gegen Satire ist eine Folge seiner Unintellektualität. Satire ist ihm unangenehm und fremd. Dagegen kann er sich nicht wehren. Für den Durchschnittsamerikaner sind Geschäft, Gesellschaft, Sport ernsthafte Dinge. Bücher und Theater haben nur dann eine Daseinsberechtigung, wenn sie Grund zum Lachen und Unsinnmachen geben. Will man einen Amerikaner davon überzeugen, daß Humor auch sehr ernsthaft sein könne, so antwortet er: „Oh, ist das Leben nicht ernsthaft genug?" In dieser Antwort liegt der Weg zu tausend Gedankengängen und Eigenschaften des Amerikaners.

Der jetzt lebende Amerikaner liebt das Leichtfaßbare; er kennt nicht die göttliche Freude an geistiger und seelischer Hingabe; er kennt nicht die Wonne, welche eine geistige oder seelische Zudringlichkeit zu den Dingen und Ideen bringt. Es ist ein modernes Schlagwort, sich vor „Obsessions" zu hüten. Das Wort bedeutet Besessensein, Behextsein. Und nach den Begriffen des Durchschnittsamerikaners ist ein Mensch besessen, wenn er einer bloßen Idee erlaubt, ihn zu besitzen, die keinen praktischen Erfolg ihm verspricht, die im Gegenteil durch den Einfluß ihrer Herrschaft über sein Sinnen und Denken sein Zur-Stelle-Sein im Kalkulieren und Handeln seiner Geschäfte, seine liebenswürdige Leichtigkeit und Gefälligkeit im gesellschaftlichen Verkehr hindern könnte.

Dieser häufige Mangel an intellektuellem und seelischem Feuer, an geistiger und emotioneller Erregbarkeit ist sicher die Eigenschaft im amerikanischen Wesen, die einem erwachsenen Deutschen am unsympathischsten, ja unerträglich ist. Die Amerikaner sind noch jung. Mit steigender Entwickelung wird auch hier eine größere Stabilität, ein innerer Zwang im Verfolgen innerlich gewählter Werte eintreten. Bewahrt sich der Amerikaner dazu einen Teil seiner Beweglichkeit, so kann dadurch eine Mischung entstehen, die dem Extrem bei uns, der übertriebenen Konsequenz und Schwerfälligkeit und dem vorläufig noch drüben herrschenden, ein glückliches Ende macht und Aussichten auf eine freiere und zugleich innerlich begründete Menschlichkeit eröffnet. Schon jetzt hat der Reisende öfters das Glück, in der Gesellschaft Männer und Frauen zu treffen von einer Unverbildetheit, Natürlichkeit, Freiheit, Zartheit, Einfachheit des Menschseins, einer persönlichen Direktheit im Erfassen des Lebens, die eine andere Nuance hat als bei uns, eine Nuance der Robustheit, der Bejahung des Lebens, die nicht erst auf den Trümmern einer ersten, überwundenen Welt wieder Wurzel fassen muß.

Es ist nur eine Folgeerscheinung des Vorherbesprochenen, daß auch der Staat drüben nicht die Bedeutung haben kann wie bei uns. Nicht Staatsbürger gibt es drüben, es gibt Gentlemen, die Bürger sind. Gentlemen zu sein entspricht dem gesellschaftlichen und ethischen Teil des Menschen; Bürger zu sein dem politischen.

Der amerikanische Gentleman-Begriff wurzelt im Puritanismus. Die blutarme Religion, die aber die Menschen zum kräftigen Erfassen des p[illegible]tischen Lebens anhielt, wollte die vorübergehenden Motive, also die A[illegible] unterdrücken, die dauernden erziehen. Zweckmenschen, nicht Affektm[illegible]

wollte sie machen. Der Gentleman ist sicher kein Affektmensch. Er ist gentle, weil er Herr über seine Leidenschaften und Triebe unter allen Umständen ist. Auf diese Weise wird eine große äußere Beherrschtheit erreicht. Der Mensch wird zur Persönlichkeit aber nur im formal-psychologischen Sinne. Die schaffenden, tiefsten Antriebe werden unterdrückt. In Amerika ist es charakteristisch, daß fast alle Theaterstücke in den Regionen der reichen Gesellschaft spielen. Im Frack und weißer Binde als Gentleman zu erscheinen, ist das schönste für einen Mann. Man hat eine tiefgehende Abneigung vor „problematischen Naturen" („chaotic constitutions"), vor „excentrischen Menschen" („erratic people"). Klar und durchsichtig, ohne Tiefen, die gefährlich werden könnten, so wünscht man sich die Menschen. Kein Zweifel, daß, richtig aufgefaßt, darin das Höchste liegen kann, wenn ein Mensch „poise" hat, wie das Wort lautet, wofür es kein anderes Wort zu geben scheint als Lebenskunst. In Amerika bedeutet es das auch. Allerdings habe ich den Eindruck, als ob die Menschen drüben es leichter hätten, dieses innere „Gleichmaß" zu erlangen, da sie weniger differenziert sind, da sie weniger geistig und seelisch, als vielmehr gesellschaftlich veranlagt und engagiert sind; sie die letzten Dinge weniger erregen. Aber in Amerika wie in England gilt es, wie wir alle aus den Büchern von H. G. Wells, Bernhard Shaw, Graham Wallace wissen, sehr wohl die keimende Erkenntnis, daß es doch ein bißchen teuer erkauft ist, dieses Gentlemantum.

In Amerika haben diese Erkenntnisse aber einen besonders schweren Kampf deshalb, weil die Frauen sehr viel Bedeutung und Einfluß haben. Es gibt drüben keinen Hof, an dem man paradieren kann; keine Titel und Orden; keinen Geburtsadel, nichts, wodurch man sich hervortun kann, als seine gesellschaftliche Stellung. Und die kann man zwar erkaufen durch Geld, aber nicht erhalten durch das allein. Dazu gehört der Takt und Charme der Frau. Die Frauen, überall Repräsentationsträgerinnen, sind es in erhöhten Maße in den Vereinigten Staaten. Und da Frauen viel mehr als Männer soziale Wesen sind, ohne den Halt der anderen schlechter leben können als der Mann, so ist es nur natürlich, daß sie die Eigenschaften im Manne zu mildern suchen, die ihn außerhalb der Gesellschaft stellen könnten und die kultivieren, die ihn zum Gesellschaftsmenschen, zum Gentleman machen. „Wollt Ihr genau erfahren, was sich ziemt". So wird es einem Manne in Amerika außerordentlich schwer gemacht, sich durch eigene, ungewöhnliche Meinungen zu isolieren. So tut er es denn auch sehr selten. Meist bleibt er ruhig im Kreise der Gewohnheit und macht Geld.

So ist der Amerikaner Gentleman und Bürger, Bürger seiner Gemeinde. Daß er auch Staatsbürger sei, hat er bis jetzt kaum anders gemerkt, als bei den Präsidentenwahlen und am 4. Juli, dem Tage der Unabhängigkeitserklärung, den man feiert. Daß der Staat etwas sei, was über jedem individuellen Interessenkreis stehe, etwas, was eine alle umfassende, von allen genährte und alle nährende Quelle der Kraft sei, ein vitaler Faktor in unserem Gefühlsleben, dem wir bereit sind, alles zu opfern, falls es notwendig ist, das ist noch nicht an die Gefühlsperipherie des Amerikaners gedrungen. Das Ideal des Amerikaners ist es noch immer, inmitten einer Quadratmeile Landes im eigenen Hause mit seiner Familie zu sitzen und den Staat draußen zu lassen. Für ihn ist der Staat weniger eine lebendige Idee als ein Kreis von Individuen, von denen er eines ist.



„Der Amerikaner ist zweifellos sehr patriotisch. Aber die Nation und der Staat, zu dem sein Patriotismus neigt, ist ein Ding über seinem Kopf, wie der Himmel, wie eine gehißte Flagge, etwas, was in der Tat nicht nur nicht es tut, sondern es nicht darf, nämlich mit seinen gewohnten Geschäften zu kollidieren, sich einzumischen", wie Wells in „New Worlds for Old" sagt.

Ein Volk wird sich seiner geistigen und politischen Organisation — das heißt ja wohl Staat, erst bewußt, wenn es sich an der Organisation eines anderen Volkes irgendwie stößt. Dazu hatte Amerika bis jetzt keine Gelegenheit. 1812 hatte es einen Krieg mit England. Das aber ist ein Jahrhundert her, und ein amerikanisches Jahrhundert ist gleich einem europäischen Jahrtausend. Der Bürgerkrieg war eine innere Angelegenheit. Im Norden haben die Vereinigten Staaten eine gänzlich unverteidigte Grenze von fünftausend englischen Meilen gegen Kanada. Kein Mensch in Amerika denkt daran, Schwierigkeiten mit Kanada zu erwarten. Beide Länder haben vollauf mit sich zu tun, haben dieselben Probleme. Mexiko zählt nicht als Macht, an der das gewaltige Amerika zum Bewußtsein seiner Selbst kommen könnte. Von Europa und Asien trennen es Ozeane (wobei mir allerdings auffällt, wie wenig Gewicht bei uns in Deutschland gelegt wird auf Amerikas beginnende pénétration pacifique Chinas.) Von außen also hatten die Vereinigten Staaten keine weckende Reibungsfläche bisher. Und im Innern? Da war man so ausschließlich mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, daß niemand Zeit hatte, an den Staat zu denken.

Michael Chevalier schrieb 1839: „Der Grundsatz der Reichs- und Staatskonstitutionen ist der, daß die höchste Gewalt ein Nichts ist. Es gibt keine Regierung hier im wahren Sinne des Wortes, keine leitende Macht. Jeder ist sein eigener Herr; es ist Selbstverwaltung bis zum äußersten. Diese von der Regel abweichende und monströse Entwickelung des Individualprinzips ist kein Übel hier, es ist sogar ein großes Gut in dem augenblicklichen Zustand des Fortschrittes in den Vereinigten Staaten. Denn Selbstverwaltung ist die einzige Form der Regierung, welcher der amerikanische Charakter sich anzupassen fähig scheint. Wenn der Individualismus hier nicht freien Ellbogenraum gehabt hätte, so würde dieses Volk seine Bestimmung nicht erfüllt haben. Diese geht darauf hinaus: seine Eroberungen schnell über ein enormes Territorium zu erstrecken; zum Besten der ganzen Menschheit in kürzester Zeit Zivilisation dahin zu bringen, wo vorher die Einsamkeit der Urwälder herrschte. Zivilisation zu bringen über ein Gebiet zehnmal größer als ganz Frankreich, von ebenso großer Fruchtbarkeit wie unser Land, und fähig daher, 350 Millionen Menschen zu beherbergen." Diese Aufgabe haben die Amerikaner erfüllt. Nicht einen Staatsbegriff haben sie bisher erlebt. Das war unmöglich. Dem stand bisher alles entgegen: die Weite seiner räumlichen Expansionsmöglichkeit; der Reichtum seines Landes; seine puritanisch-individualistisch-manchesterlichen Traditionen; das Fehlen eines Kondensationszwanges durch äußere Kriege. Denn Mexiko und der kubanische Operettenkrieg zählen nicht mit.

Wir können ein anderes Volk nur nach den Bedingungen seines eigenen Lebens begreifen. Amerika nun liegt so fern. So wenige von uns kommen dorthin. Die Berichterstattung ist auf Wolkenkratzer, Heuchelei und Geldmachen eingestellt. Auf diese Weise werden Wirkungen, die tausend andere verschiedene Ursachen haben, immer auf denselben Eindruck zurückgeführt.



Wir haben alle unsere spezielle Heuchelei. Die reine Wahrheit ist eine arg schwer verdauliche Sache. Deshalb passen sich unsere Zeitungen, unsere Moral, im Grunde alles, dieser Heuchelei an. Und das macht es alsdann so leicht, daß Völker sich mißverstehen und verachten.

Was das Gemeinwesen drüben bisher an öffentlichen Veranstaltungen geschaffen hat, ist derart, daß wir öfters verzweifeln möchten daran. Es scheint aber, daß man mit geneigtem Ohr auf die Zukunftsregungen drüben hören muß. Die Menschen drüben sind vorläufig wurzellos. Es gibt vorläufig keine Amerikaner in dem Sinne wie es Deutsche, Franzosen, Engländer gibt. Keine gemeinsam erlebte Geschichte — deren Einfluß so stark ist, daß sie verschiedene Rassen vereinigen, gleiche trennen kann — also keine Vergangenheit einigt die Menschen drüben. Gegenwart und Zukunft ist alles.

Kein Staatsgefühl; kein Beamtenkorps geschulter, in der religiösen Idee des Staates von Kindheit an erzogener Männer stehen einer Regierung bereit. Keine Armee ist bisher der sichtbare Träger des Willens und der Bereitschaft des Volkes. Keine festgefügte Gesellschaftsschichtung übernimmt automatisch die Pflege und Weiterentwicklung gewisser Ideen.

Die treibenden und ausführenden Kräfte liegen drüben anderswo. Sie liegen überall da, wo es gilt, die Kunst des Zusammenlebens auszubilden und zu erwecken. Hier fangen sie an, ihre eigene Zivilisation zu entwickeln. Die politische Freiheit ist das Herz dieses Landes. Auf dem festen Grunde dieses Besitzes aber gedeiht das eigentliche amerikanische Wesen. Gemeint ist damit ein wahrhaft demokratisches Zusammenleben, das überall in tausend Formen existiert und versucht wird. Bei uns glaubt jeder einzige seine Lebensgesetze in sich zu finden. Es gibt das Individuum und den Staat, eine Zusammenfassung für alles das, was wir unsere deutsche Kultur nennen, wie wir sie uns geschaffen haben.

In Amerika lebt man sich mehr in Gruppen aus, und das bedeutet bis zu einem gewissen Grade ein Aufgeben der Persönlichkeit, ein Sichfügen in andere. Daher der Mangel wirklicher Persönlichkeit, daher das Überwiegen mehr gleichmäßig empfindender, wollender, denkender Menschen. Daher aber besteht hier auch — und das ist durch diesen Krieg den Denkenden sehr bewußt geworden — ein größeres direktes Empfinden für die Verantwortlichkeit des einzelnen gegenüber seiner Gemeinde. Es ist eine soziale Demokratie.

In dieser häufig grotesken, ungleichen, in vielem sich noch unvollkommen äußernden Zivilisation sind die Menschen in einem Gefühl brüderlicher Sympathie miteinander verbunden, das man nirgends anderswo kennt. Wer schwere Zeiten durchgemacht hat, erinnert sich ihrer nicht so sehr mit Groll und Bitterkeit, als mit dem Wunsch, anderen zu helfen, denen es zur Zeit schlecht geht. Wenn man sich nur selbst helfen und weiterkommen will, gibt es hundert Hände, die zur Hilfe bereit sind.

Das ist etwas sehr Schönes und Freies. Es ist ein durchgehender Zug im amerikanischen Wesen, der sich durchaus von dem unseren unterscheidet. Aus diesem Zusammenleben mit anderen schöpft der Amerikaner seine Kraft, aus ihm entstehen die neuen Werte, die seine Zivilisation mehr und mehr festigen und individualisieren werden.

Um aber konstruktiven Ideen zugänglich zu sein, muß man ein administratives Gefühl für den Staat, würden wir sagen, für die Gesamtheit sagen



die Amerikaner, haben. Dieses Gefühl ist in Amerika im Werden und in der Mache. Da die gemeinsame Geschichte fehlt, und infolge der Verhältnisse und der geringen Menschenzahl die zentrifugalen Kräfte noch immer sehr stark sind, so mußten die Menschen als einzelne, in diesem Lande des Individualismus, sich daran machen, den civic sense, den Bürgersinn, zu machen.

Diese Bewegung war in den letzten Jahren vor dem Kriege bereits in ihr zweites Stadium getreten.

Das erste war das der social settlements, der sozialen Arbeiter und Arbeiterinnen auf eigene Faust, des Individualismus in der sozialen Arbeit und Aufklärung. Die Gründung des Hull House in Chicago durch Amerikas Jungfrau Maria, die berühmte Jane Addams, im Jahre 1887, war der Anfang dieser Bewegung. Die Aufmerksamkeit war mehr dem leidenden Individuum als der Ursache des Leidens zugewandt. Die Gründe dafür sind klar: leidende Individuen erregen unsere Sympathie. Die Ursachen ihrer Leiden sind ein Durcheinander von wirtschaftlichen und sozialen Kräften, die zu verstehen schwer sind. Dem Individuum kann durch individuelle Hilfe geholfen werden. Sozialen oder wirtschaftlichen Mächten gegenüber ist das Individuum hilflos. Um die letzten Ursachen sozialer Schäden zu treffen, bedarf es der gemeinsamen Arbeiten. Die Gemeinsamkeit aber zu erregen, ist schwer.

Man hat dies aber bis zu einem erstaunlichen Grade erreicht. Hierbei ist der Arbeit der Frauen zu gedenken, da die Männer ausschließlich mit Geldmachen beschäftigt sind, die unermüdlich sozial tätig waren. Allerdings hat das auch seine Gefahren, sogar seine sehr großen.

Denn da die meisten Frauen, die sozial arbeiten, naturgemäß den reichen oder wenigstens bemittelten Kreisen angehörten, die immer ein wenig fern der Wirklichkeit stehen; da sie mit allen Frauen die weibliche Eigenschaft der Geschäftigkeit und den Wunsch nach schnellem Beglücken und Erfolg haben, sie drüben bis jetzt fast alle kulturellen Interessen ausschließlich pflegten — so entstand daraus ein Durcheinander von Beglückungstheorien und Beglückungspraktiken, das schwindelerregend war. Es entstanden Schlagwörter wie „service". Jeder Mensch, vor allem jedes Mädchen, jede Frau, die nichts mit sich anzufangen wußte, „did some service". Es entbindet das von der Verpflichtung, in Wahrheit das Ganze zu empfinden und zu wollen, und schmeichelt der billigen Konzeption der „Nächstenliebe" von Mensch zu Mensch, was ohne wahres Empfinden und Mitleiden und ohne jegliche Kenntnisse geschehen kann. Dazu kam, wie schon oben gesagt, eine unglaubliche Gefühlsverschwendung infolge allzubreiter öffentlicher Behandlung öffentlicher Fragen, zum Beispiel Verwaltungsreformen. Es wurde fashionable für die Zeitschriften, scheußliche, ekelerregende Artikel über soziale Zustände zu bringen. Es war nicht immer schön und öfters komisch, diese Halbweisheiten, dieses hysterische Hilfsbedürfnis, diese ungeduldige Wohltätigkeit.

Das waren aber nur die Übergangsjahre für diese altruistischen Tugenden. Wie Amerika beschaffen ist, mußte es naturgemäß da erst hindurch.

Der Ernst in der Sache war der: Die Menschen sahen in ihrer Allgemeinheit ein, daß die Zeit der Unbekümmertheit und Verschwendung vorüberzugehen anfinge, daß man wirklich an der Schwelle der Periode des Nachdenkens und Planens stehe. Sie fanden sich der Tatsache gegenüber, daß in vielen Beziehungen eine weitere Steigerung der Erzeugung auf bessere Mittel der Ver-



teilung zu warten habe, und daß das Gebiet der Verteilung Probleme enthalte, die in höchst starker Weise einfache Fragen der Gerechtigkeit enthielten.

Natürlich gab es viele, die meinten, der Karren sei so verfahren, daß nichts hülfe. Aber so redeten gerade die, die ihr Schäfchen bereits ins Trockene gebracht hatten. Die redeten elegische und nachdenkliche Töne von der Notwendigkeit eines Krieges für Amerika (so wie man sich in guten, alten Zeiten Schröpfköpfe setzte), und wie gut das Amerika und dem Übermut und der Erwerbsgier ihrer Landsleute tun würde.

Es scheint so zu sein, daß Völker, die überdauern wollen, durch Jahrhunderte von Unglück und Prüfungen gehen müssen; verzichten lernen müssen.

Das haben die Amerikaner bis jetzt nicht getan. Aber sie haben durch diese erst fünfzehnjährige, soziale Bewegung einen gewaltigen Anstoß gefunden, einmal stillezustehen und nachzudenken. Die Erkenntnis fängt an, sich zu verbreiten, daß alle die vielgerühmte politische Freiheit, alle individuelle Hilfsbereitschaft nichts hilft, nicht hilft die Vielgesetzgeberei Washingtons, solange nicht der Wille des Volkes dahinter steht für die Durchführung und Innehaltung wahrhaft aufbauender Ideen.

Früher gab es Frauenklubs, in denen ein Gemisch von Schöngeisterei und sozialer Arbeit con amore betrieben wurde. Und Männerklubs, wo soziale Teilinteressen propagiert und öfters praktisch ausgeprobt wurden. Denn das Experimentieren war und bleibt die Hauptwonne des Amerikaners. Jetzt gibt es Civic Clubs von Frauen und Männern: Vereine, die auf vernünftige Weise Kenntnisse und Mittel und Wege, sie auszuführen, über Stadt- und Staatsverwaltung beschaffen und verbreiten. Es gibt eine ausgezeichnete Zeitschrift, „Municipal Review" für diese Bewegung, die übrigens für Deutschlands Stadtverwaltungsmethoden viel Interesse und Bewunderung hat. Kurz vor dem Kriege war die Kinderschutzgesetzgebung, dank dieser Arbeit, daran, durch Statistiken, Beobachtungen, Untersuchungen in großem Stil vorbereitet zu werden.

Da brach der europäische Krieg aus. Er fand die Vereinigten Staaten in der traditionellen Isoliertheit und Ungesammeltheit ihrer Kräfte: der einzelne dahinlebend in dem lässigen Aufgreifen und Wiederfallenlassen von Erwerbs- und Lebensmöglichkeiten, die das Sein drüben so unendlich viel zufälliger und loser gestalten als im überfüllten, überspannten Europa. Er fand die Regierung, die seit zwei Jahren an die Demokraten übergegangen war, dabei, zum Erschrecken aller republikanisch-kapitalistischen Patrioten, lang geplante, immer wieder von den Republikanern als vaterlandstürzend verschriene Reformen durchzuführen. In den zwei Jahren von 1912—14 wurde das Einkommen besteuert, der Zolltarif herabgesetzt, das Bankwesen modernisiert, der ländliche Kredit unter Wilsons Führung verbessert. Alles das waren Reformen der inneren Politik. Mit äußeren Fragen hatte sich Wilson nicht abgegeben. — Gegen Mexikos wechselnde Räuberhauptmänner schritt er, zum Ärger aller heimischen Draufgänger und Annexionisten, nicht ein. Als einzige Richtschnur der äußeren Politik bewahrte das Volk und die Regierung in treuer Brust Washingtons Vermächtnis: sich vor verwickelnden Verträgen zu hüten.

$2^1/_2$ Jahre, bis zum April 1917, hat Amerika von jenseits des Ozeans den Krieg beobachtet. Aber nicht $2^1/_2$ Jahre: ein Jahrhundert geistiger Arbeit, politischen Denkens, selbstbesinnender Konzentration hat Amerika vom



August 1914 bis zum April 1917 durchschritten. Das Amerika, dem die allgemeine Wehrpflicht eine „accidental loyalty", eine zufällige, weil erzwungene, nicht freiwillig gewählte Loyalität war, hat selbst die Wehrpflicht eingeführt.

Vielen scheint dieses Verhalten der amerikanischen Regierung, dieses schnelle Einschwenken des Volkes nach dem Willen des Präsidenten ein Rätsel. Den Feinden demokratischen Lebens, und den Materialisten, die kein Gehör für die Gewalt der Ideen haben, ist es Wasser auf ihre Mühlen. Man meinte: es geschähe dies ausschließlich aus kaufmännischen Gründen, um die auf der Ententeseite angelegten Kapitalien zu schützen. Diese Annahme scheint töricht. Denn der Krieg wird durch den Eintritt Amerikas nur verlängert. Und jede Verlängerung des Krieges muß naturgemäß die Finanzkräfte der Entente, Amerikas Schuldnerin, schwächen. Schwerlich auch ging Amerika in den Krieg, um sich mit England zu einer ungeheuren Allianz zu verbünden, die auch nach dem Kriege dauern sollte. Was hätte Amerika von England, einem siegreichen England, zu erwarten? Gehört ihm doch ein Kontinent, der noch Kolonialland ist. Und der Teil davon, Kanada, der ihm nicht gehört, wird mehr und mehr friedlich durchdrungen. Brauchte es durchaus neue Absatzgebiete, so fand es die im Süden: fiel ihm, dem stets verwöhnten Kinde des Glücks, doch mit der Dauer des Krieges der südamerikanische Markt mehr und mehr anheim, sodaß der feierlich leere, weißmarmorne, panamerikanische Tempel in Washington endlich etwas mehr als der verfrühte Ausdruck eines Wunsches geworden ist.

Wenn die vorhergehenden Erörterungen nur irgendwie klar waren, so begreift sich die Haltung Amerikas als Folge seines Wesens.

Sein theokratischer Puritanismus, der das rechte Wissen über die wahren Begriffe von Gut und Böse unmittelbar zu besitzen meint; der Fanatismus seines demokratischen Bewußtseins, der, Mission treibend, die ganze Welt, große und kleine Staaten, gleicher Weise befreien und von allen Privilegien, Historismen, Traditionen reinigen möchte: sie haben Amerika in diesen Krieg getrieben. Bei uns ist die Freiheit ein Drang. Drüben ein fester und ruhiger Besitz. Weil die Amerikaner die Freiheit auf diese Weise besitzen, wollen sie auch niemand in seiner Freiheit stören, wollen sie, daß alle diese Freiheit genießen sollen.

Man ist drüben sehr konservativ. Mehr als in jedem anderen Lande. Hat man sich aber einmal entschlossen, einer Sache nachzugehen, so tut man es gründlich, mit ungestümer, scharfer, vorwärtsdringender Lebenskraft. So erklärt sich auch die radikale Art, wie drüben, als man sich entschlossen hatte, in den Krieg zu gehen, alle Maßnahmen getroffen wurden, um es gut und ausreichend zu tun. So erklären sich die für das individualistische Amerika unerhörten staatssozialistischen Geschehnisse, wie die Verstaatlichung der Eisenbahn, die Schaffung einer Handelsflotte, die Beschneidung der allmächtigen Finanzgruppe, die Auferlegung einer ungeheuren Kriegsgewinnsteuer.

Und noch ein anderer und wiederum aus der amerikanischen Geistigkeit zu verstehender Grund mag das Volk und Wilson zur Teilnahme am Kriege, zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht bestimmt haben. Diese Geistigkeit, durch die Erkenntnis der letzten 15 Jahre geweckt und verschärft, greift mit um so größerer Kraft auf Washingtons letzten Willen zurück, ist durch den Weltkrieg, ich möchte sagen, substanziiert worden. Wenn ringsum die Welt erzittert, jeder Tag neues gebiert, ist es unmöglich, für einen Staat —



n er durch einen Ozean von Europa getrennt ist und von Asien — te zerflattern zu lassen. Die Erschütterungen, die der Weltkrieg rachte, dadurch, daß er Partikularismen der einzelnen Bestandteile 1 heftig hervorrief, zeigten den Amerikanern die Notwendigkeit eren Zusammenschlusses aller Teile der Nation; die Notwendigkeit, nem Staate fest zu fügen. Die Vereinigten Staaten sind so, unter ge des Weltkrieges, durch den Zwang ihrer Absicht, sich frei von 1 zu halten, (nach Westen nicht nur, auch nach Osten), zur Anteil- Kriege gekommen.

Die Vereinigten Staaten nach dem Kriege





Die Vereinigten Staaten nach dem Kriege

Das amerikanische Volk lebte bis zu seinem Eintritt in den Krieg wie ein vegetarianischer Einsiedler unter den Nationen. Es kümmerte sich um fremde Völker nicht und hütete in treuer Seele Washingtons, des Vaters des Vaterlandes, Vermächtnis, sich vor verwickelnden Verträgen zu hüten. Es glich einem langgliedrigen jungen Manne, der, Hände in Hosentaschen, mit langen Schritten daherschlendert, unbekümmert um Gefahren, die er nicht fürchtet; denn er fühlt seine Kraft. Als Volk sahen die Amerikaner die Welt, diese schöne, reiche, unbekümmerte Welt, wie ein Jüngling, der Visionen sieht, nicht wie ein alter Mann, der Träume träumt. Der Gedanke an die Zukunft war ihm das geworden, was für die meisten anderen Nationen die Vergangenheit ist: die Arena für seinen Tätigkeitsdrang und die glänzende Landschaft seiner Phantasie. Ging irgend etwas einmal schief, so griff man in den Vorrat seiner fertigen Phrasen und mit einem: Verflucht noch einmal! oder: Wozu sich beunruhigen? oder: Lächle, alter Junge! beseitigte man schnell die vorübergehende Wolke der Verstimmung. Es war das etwas banal und mordete die Gedanken, aber es erhielt die durchgreifende Kraft der Entschlußfähigkeit und des Selbstvertrauens.

1917 trat Amerika in den Krieg. Dieses Volk, das nicht zusammengehalten wird durch eine gemeinsame Vergangenheit und keine Gräber der Vorfahren, stürzte sich in das Abenteuer eines neuen Werdens. Es kämpfte darum, die Welt für Demokratie bereit zu machen, durch diesen Krieg ein für allemal alle Kriege zu beseitigen. Die Spannung löste sich, in der dieses energische Wesen seit drei Jahren gelebt hatte. Aus einem indifferent scheinenden Zustande wurde es durch das langsame Fieber chronischer englischer Propaganda zu völliger Bereitschaft der allseitigen Mobilisierung aufgereizt. Man warf Millionen amerikanischer Soldaten nach Frankreich. Bei uns hörte man mit uneingestandener Beunruhigung und unterdrückter Bewunderung von dem Bau einer viergleisigen Bahn von Bordeaux an die Westfront, die durch Wälder, Dörfer, Berge stracks hindurch gebaut wurde und deren Wirkungen man bald zu spüren begann. Es war die Brutalität dieses Vorgehens, selbst in der brutalen Zeit des Krieges, etwas, was Aufsehen machte. Und es war nur ein Symptom für das ganze Wesen der Mobilisierung drüben. Man mobilisierte alles: die Wissenschaften, die Presse, alle öffentlichen Beeinflussungsmittel; die Finanz, die Industrie, den Außenhandel, die Schiffahrt, die Inlandsverkehrswege, die Arbeit, die Nahrungsmittel und Brennstoffe. Man kontrollierte die Millionen von eingewanderten Arbeitern; man kontrollierte die öffentliche Meinung; man kontrollierte die Seelen. Es gab keine Versammlungs- und Sprechfreiheit. Gewissensfreiheit war ein vergangener Begriff. Der Geist der ganzen hundert Millionen Amerikaner,

mit Ausnahme weniger, der Sozialisten, die keine Rolle spielten und der Menschen, die sich weigerten, Militärdienst zu tun, marschierten im geistigen Stechschritt. Wilson war oberster Kriegsherr. Seine Macht, durch die Verfassung auf die der Exekutive beschränkt, wurde durch ein Statut des Kongresses ausgedehnt auf den administrativen Teil der dreigeteilten Regierungsgewalt, und zwar in einem Ausmaß, daß seine Machtfülle enorm war. Die Overman-Act vom 20. Mai 1918 erweiterte sie noch: sie gab ihm alle Befugnisse, während des Krieges und sechs Monate nach Beendigung desselben eine solche Koordination und Zusammenlegung der Organe der Regierung vorzunehmen, wie sie zur rechten Durchführung des Krieges sich als notwendig erweisen sollte.

Der Krieg wurde gewonnen. Man trat de facto in den Frieden. Der Verlust an Menschenleben betrug 75 000, bei einer Bevölkerung von 100 Millionen nicht bemerkbar. Der Kriegsschauplatz war viertausend englische Seemeilen entfernt. Zerstörungen, Luftangriffe hatte man nicht erlebt. Hunger hätte man nicht gelitten, Kälte nicht gespürt. Denn Lebensmittel und Kohlen waren vorhanden nach wie vor, man hatte ja die Verbündeten noch mit aushalten können. Man hatte nicht gelitten wie Europa gelitten hatte, materiell nicht und seelisch nicht.

Man fühlte sich als Sieger, als das Volk, das den letzten Schlag, den Ausschlag gegeben hatte. Ein ungeheurer Reichtum füllte das Land. Zehn Billionen Dollar hatte man leicht für die Alliierten aufgebracht. Fünf Freiheits- und Siegesanleihen, in geschicktester Weise unterstützt durch den Verkauf von Kriegssparmarken-Thrift Stamps und War saving Certificates brachten im ganzen 27 Billionen Dollar auf. Wie reich man war! Die Industrie hatte sich ungeheuer erweitert. Die Unternehmer, mit ihren sieben größten Verbänden zu einem Verbande zusammengetan, der 750 000 Arbeiter beherrschte, leisteten Ungeheueres. Die Arbeit, deren größter Verband, die American Federation of Labour, einen großen Teil der neuorganisierten Arbeiter in sich aufgenommen hatte — allein eine Million Eisenbahner waren den Brüderschaften beigetreten —, fühlte sich als Mitschöpfer der ungeheuren Kraftquelle, die die halbe Welt speiste mit ihren Produkten. Kapital und Arbeit, vor dem Kriege in Spannung und Mißtrauen gegeneinander lebend, waren durch Wilsons geschickte und suave Worte zu einer prompten Reaktion auf Patriotismus geeint; durch die Lever Act vom 10. August 1917 von jeder Behinderung der Produktion und Verteilung von lebensnotwendigen Dingen — und was anderes als Lebensnotwendiges wurde im Kriege gemacht? — durch Strafen abgehalten. Durch Gewährung des Achtstundentages und durch sehr hohe Löhne wurde die Arbeit willig gemacht. Und nicht nur reich war man. Man hatte Ungeheueres geleistet! Man hatte der Gefahr des U-Boot-Krieges getrotzt und mehrere Millionen von Soldaten, hunderte von Millionen Tonnen an Kriegsmaterial und Lebensmitteln nach Europa gebracht. Man war die reichste und tüchtigste Nation der Welt. Nun würde Wilson noch der Welt einen Frieden geben, wie sie ihn brauchte: einen ewigen Frieden und demokratische Freiheit. Denn hatte er nicht die Sehnsucht aller Völker in klare und begeisternde Worte gefaßt? Und mehr als das: hatte er nicht hinter sich die gesamte Masse des amerikanischen Volkes, aus diesen Worten Taten zu machen? Wilson fuhr nach Paris, getragen vom Willen seines Volkes und begrüßt von der beruhigten Sehnsucht Europas.

Versailles förderte anderes zutage als was die Welt erhofft hatte. Die Engländer Keynes und Dillon, der Amerikaner Bullitt haben die Vorgänge dort in ihrer nackten Zufälligkeit und verzwickten Berechnung, ihren menschlichen Bedingtheiten, entkleidet jeder moralischen Camouflage, gezeigt. An der bitteren Not Frankreichs, dem Egoismus der anderen Verbündeten, dem Mangel an internationalem Denken des offiziellen Deutschland, das gerade zu dieser Zeit durch nicht genugsam betriebene Abkehr von dem militärischen Abenteuer im Baltikum die Ansicht Frankreichs und der Welt zu bestätigen schien, daß die Revolution Deutschland nicht geändert habe, — an all diesem brachen Wilsons vierzehn Punkte zusammen. Auch hatten die amerikanischen Friedensdelegierten den Fehler begangen, kein festes Programm zur Pazifizierung Europas mitgebracht zu haben.

Wilson, nach Hause zurückgekehrt, versuchte auf einer Redetour durch die Staaten Stimmung für den Frieden und den Völkerbund zu machen. Er wurde krank und ist noch nicht wieder gesund geworden. In einer Zeit, wo wie in keiner anderen eine feste Hand dem Lande nötig gewesen wäre, führt wer? die Regierung in Washington. Man weiß es nicht. Augenscheinlich Misses Wilson und die bourbonischen Demokraten, wie das Volk sie nennt, da sie nichts Altes verlernt und nichts Neues zugelernt haben.

Mit Wilsons bald beendeten Versuchen der Stimmungsmache setzte auch die Aufklärungskampagne des Senators Knox ein, der für eine absolute Abweisung des Friedens sprach. Er führte mit nie ermüdender Spannkraft einen Kampf gegen Wilson, predigte dem Volke stets aufs neue die Unmöglichkeit des Vertrages. Wenn das Volk jetzt anfängt das zu begreifen, so ist das Knox' Werk.

In der Zeit aber vom Waffenstillstand ab herrschte in den Vereinigten Staaten ein Zustand der Verwirrung des öffentlichen Gefühls und des öffentlichen Willens, wie es schlimmer nicht gedacht werden kann. Mit Beginn des Krieges hatte die englische Propaganda eingesetzt. Ihre Bemühungen und Erfolge steigerten sich mit Eintritt Amerikas in den Krieg. Das Volk war wie betäubt. Die natürliche Unwissenheit, Leichtgläubigkeit und Dummheit der Massen wurde vergrößert durch ein mit raffiniertem Vorbedacht propagiertes Gemisch von Märchen und Greuelgeschichten und melodramatischem Unsinn.

Aus diesem Trancezustand eines überhitzten Patriotismus riß auch das Kriegsende die Amerikaner nicht heraus, denn sogleich setzte sich in den Besitz dieses ungeheueren Propagandaapparates die Macht, welche Interesse daran hatte, das Volk weiter in diesem emotionellen Zustande zu erhalten. Und diese Macht waren die Reaktionäre im Lande, die Leute, die hinter sich die großen Geld- und Industrieinteressen haben, Wallstreet. In jedem Zustand politischen Schwankens wird es, je nach Temperament und Weltanschauung, zwei Richtungen geben: die Liberalen, die Optimisten sind und alles von einem neuen System erwarten, die den Fortschritt wollen und dem Volke von oben inspirierte Weisheit andichten, und die Pessimisten, die Realpolitiker und Konservativen, die nach Gesetz und Ordnung schreien, weil Gesetz und Ordnung das schon Bestehende sind und es beschützen. Der Gegenstand, dem die einen ihre Predigten und Hoffnungen anhängen, den die anderen leiten und beherrschen wollen, ist das Volk.



So auch jetzt in Amerika. Da die Liberalen die Menschen der vielen Worte sind, denen meist der feste Zugriff fehlt, die Reaktionäre den aber haben, so setzten sich diese in den Besitz des mit so schönem Erfolg seit vier Jahren benutzten Propagandaapparates. Die Presse gehörte ihnen ja schon immer. Und die Macht der Presse, die öffentliche Meinung in eine bestimmte Form zu pressen und so zu erhalten, ist enorm. So wurde den Amerikanern statt Deutschenhaß und Kriegsbegeisterung Bolschewistenangst, nationaler Hochmut, untermischt mit einer etwas geringeren Dosis von Deutschenhaß, in jeder Zeitung gepredigt. Die Presse, statt Tatsachen zu bringen, statt die neuen Probleme, die der Krieg gebracht hat, zu erörtern, reizt das Gefühl auf, bringt wilde Berichte über revolutionäre Bestrebungen der fremden Arbeiter, beschuldigt fremde Aufrührer, die Amerikaner aufzureizen. Die fundamentalen Ursachen bloßzulegen, die die allgemeine Unruhe und Gereiztheit veranlassen, hütet sie sich. Sie dringt nicht zum Herzen der Dinge vor. Sie unterstützt so die unglückselige Neigung des amerikanischen Volkes, welches es durchaus nicht liebt, öffentliche Fragen tiefgründig zu studieren, bis nicht diese Fragen einen Zustand der Krisis erreicht haben. Die Amerikaner lieben es, Tag für Tag ihre Nachrichten aus großen Überschriften zu bekommen und ihr Urteil nach dem zu richten, was irgend jemand ihnen sagt.

Es ist dies vielleicht nicht so sehr eine Untugend des amerikanischen Volkes, als vielmehr jeder Demokratie. Denn das Volk ist wie eine Frau, es hat entschieden etwas Feminines, insofern als es am liebsten dem gehorcht, dem erliegt, der es am festesten zu packen weiß. Es will vergewaltigt werden. Hinterher macht es gute Miene zum bösen Spiel oder wendet sich innerlich unberührt ab.

Es kamen unerhörte Brutalisierungen vor. Fremde, nicht naturalisierte Männer, Arbeiter wurden gezwungen, die Fahne ihres eigenen Landes in den Schmutz zu treten und die amerikanische Fahne zu küssen. Dann wurden sie deportiert. Das Deportieren spielte überhaupt eine große Rolle und tut es noch jetzt. Jeder, der irgendwie verdächtig war, wurde abgeschoben. Oder im Gefängnis gehalten unter Bedingungen, die jeder Humanität spotten. Zeitungen, wie der sozialistische Call in New York durften nicht mehr erscheinen. Eine sozialistische Schule, die Rand School in New York, die seit Jahren auch viele Nichtsozialisten durch ihre guten Vorträge angezogen hatte, wurde unvermittelt erbrochen, untersucht und geschlossen. Der ruhmreiche Anführer bei allen diesen bornierten und gefährlichen Gesetzwidrigkeiten ist der General-Staatsanwalt Palmer, mittlerweile wohl der bestgehaßte Mann in Amerika. Aber auch andere streiten sich um die Palme des Ruhmes, das Vaterland vor der roten Gefahr beschützt zu haben. So der Senator Clayton R. Lusk aus New York, der die ungeheuersten Dummheiten auf diesem Gebiete begangen hat. Unterstützt werden diese Männer von solchen reaktionären Vereinen wie der League for Americanism, oder der American Defence Society, oder der National Security League. Diese Liga wurde von einer Kommission, zum Zwecke der Untersuchung vom Kongresse gewählt, aufgelöst, weil nachgewiesen werden konnte, daß sie durch einen Vertrauensmann in Washington versucht hatte, die Kongreßmänner für ihre Interessen durch Bestechung zu gewinnen. Natürlich war es nicht schwer für diese Dunkelmänner, sich aus den zurückgekehrten und beschäftigungslosen Soldaten eine bereite Garde zu schaffen. Es diente ihnen vor allem die American Legion, eine Vereinigung gewesener Soldaten, die sich durch Terrorisierung



von Versammlungen, Erbrechen von Redaktionen, Zerschlagen von Fensterscheiben und Schreibmaschinen und anderen Heldentaten bald bekannt machte. Den Höhepunkt dieser ganzen reaktionären Welle bildete die Ausschließung der fünf sozialistischen Abgeordneten aus dem Parlament des Staates New York im Januar 1920.

Dieses war der Höhepunkt. Schlimmeres ist seitdem nicht geschehen. Aber auch nichts Besseres. Unterdessen nahten die Vorbereitungen zur Vorwahl der Präsidentschaftskandidaten für den November 1920 heran. Was so die richtigen amerikanischen Politiker sind, die lassen sich nicht leiten durch den Verstand, noch weniger durch die Vernunft, sondern durch ihre Nase. Diese ihre Nasen sogen die Witterung der öffentlichen Meinung ein, und diese sagte ihnen, zum Schein ein wenig nach links zu rücken. So stellten die Wahlmänner nicht General Wood und nicht Palmer auf, die beiden reaktionärsten Kandidaten der republikanischen und demokratischen Partei, sondern Harding und Cox; Strohmänner beide, Strohmänner für die Handhabung durch die Interessen, die seit Jahrzehnten die beiden Parteien des Landes lenkten.

Woher kommt dieses alles? Daß das Land durchaus nicht ruhig war seit dem Waffenstillstand, beweisen die Riesenstreiks der Hafen-, Spinnerei-, Kohlenbergwerk-, Stahlwerk- und Eisenbahnarbeiter, die die ganze Zeit hindurch, vor allem im Frühjahr 1919 und Herbst bis Frühjahr 1920 monatelang Hunderttausende von Arbeitern von der Arbeit abgehalten haben. Woher kommt es, daß das Volk es erträgt, daß die Regierung ganz auf seiten der Unternehmer mit einstweiligen gerichtlichen Verfügungen Streiks aufzuhalten gedenkt, die doch offensichtlich, wie die Beteiligung geborener Amerikaner bei fast allen Streiks es beweist, ganz den Charakter einer wohlüberlegten Handlung hatten, keine wilden Streiks radikalisierter Fremder sind. Jeder, der in den Vereinigten Staaten gereist ist, kennt die Eisenbahner, diese durchaus anglo-sächsisch aussehenden Männer, mit den klaren nüchternen Augen und der kühlen Herrenhaltung, die nicht etwa sozialistische Zeitungen lesen, sondern die guten, alten, langsamen, bourgeoisen Zeitschriften, die wirklich alles andere tun, als die Gedanken zu revolutionären Taten aufzureizen. Woher kommt es, daß das Publikum nur sich ärgert, daß es nicht erstaunt und erschreckt in seinem täglichen Lauf stillsteht, um der Tatsache nachzudenken, daß in Neu-England in den Baumwollspinnereien im Frühjahr 1919 ein Streik von 7000 ausländischen Arbeitern unter großen Entbehrungen und ohne Ausschreitungen irgendwelcher Art viele Wochen ausgehalten wurde, ein Streik unter Arbeitern, die 35 Nationen angehören, von denen sehr viele die englische Sprache nicht kennen und also kein Mittel der Verständigung und Aufreizung haben als ihre gemeinsam als unerträglich empfundene Lage? Woher kommt es, daß diese selben Amerikaner, die im Kriege vor Mitleid dahinschmolzen, wenn in der doch wahrhaftig begreiflichen Härte des Krieges öfters hier oder dort gegen die Gesetze der Menschlichkeit verstoßen wurde, jetzt es ruhig zulassen, daß Eugen Debs, einer der Führer der International Workers of the World, der ganz Radikalen, im Gefängnis so behandelt wurde, daß er krank wurde?

Es lag an der Apathie, die das Volk erfüllt. Die Masse des großen Volkes ist still. Warum? Weil seine Nervenkräfte durch die unablässige Propaganda der letzten fünf Jahre erschöpft ist. Die Amerikaner neigen dazu, mit der



Spitze ihrer Nerven zu leben. Oberflächenreizung ist erwünscht und nötig. Es ist das die Reizung des Sports, ein Infantilismus, der ihnen anhaftet und den die Politiker befriedigen müssen, wollen sie das Volk zufriedenstellen und gefügig machen. Aber fünf Jahre nutzen die Nervenspitzen ab und man reagiert nicht mehr. Man will seine Ruhe haben und die glaubt man sich gerade dadurch zu sichern, daß man die „rote Gefahr", jede Gefahr, die aus neuen Ideen kommen könnte, beseitigt. In der amerikanischen Demokratie haben von der Allgemeinheit abweichende Ideen kein sicheres Mittel, sich einen Platz zu verschaffen. Solange alles ruhig und friedlich bleibt, mögen sie ja am Leben bleiben. Sobald aber durch sie irgendwelche Unruhen entstehen, legt man einer fest zupackenden Regierung, einem starken Einzelwillen, der dagegen ist, durchaus keine Hindernisse in den Weg. Das ist der Grund, daß man die Fortdauer der Briefzensur und Postbeförderungsverbote des Generalpostmeisters auch jetzt noch duldet, denn zum Teil bestehen sie noch. Das ist der Grund, daß man es zuläßt, daß die Regierung das Kriegsgesetz, wonach die Zugehörigkeit zur kommunistischen Partei Rußlands eine „Sünde" sei, die mit Deportation bestraft wird, auch jetzt noch bestehen läßt.

Die Vereinigten Staaten sind das Bourgeoisland par excellence. Die Psyche des Bourgeois haben wir ja in Deutschland zur Genüge in ihrer Hasenhaftigkeit und ihrer Gesättigtheit, ihre Angst vor Veränderungen fundamentaler Art auf dieser besten aller Welten kennengelernt. Ihre zähe Beharrlichkeit, ihr instinkthaftes Wissen um die Tatsache, daß die Welt sich in ihren Grundvoraussetzungen nie, die Menschen sich in ihrem Wandlungsunwillen nur sehr schwer ändern lassen, erhält die menschliche Gesellschaft im Gange. Zu Weihnachten 1919 ließ das Metropolitan Magazine, eine jener elegant redigierten, nichtssagenden, von der besseren Durchschnittsgesellschaft viel gelesenen Zeitschriften, eine Rundfrage ergehen, was echter Amerikanismus sei. Sie faßte dann alle Antworten in folgendem Ausspruch zusammen: „Du kannst nicht gegen das kapitalistische System und dennoch für Amerika sein; du kannst nicht für dieses System um Entschuldigung bitten und dich seiner schämen und dennoch ein guter Amerikaner sein. Du kannst in der Tat kein guter Amerikaner sein, in dem Sinne, daß du den amerikanischen Traditionen loyal bist, ohne stolz auf das kapitalistische System zu sein." Die Liberalen haben sich furchtbar über diese erfreuliche Offenheit erregt. Sie ist aber allen Lobes wert, diese Zeitschrift mit ihrer Definition des echten Amerikanismus.

Vorläufig ist sie richtig und paßt für das große Ganze sehr wohl. Und könnte es anders sein? Die vorhergehenden Aufsätze haben versucht zu zeigen, daß es die Philosophie des Pioneers ist, die Amerika noch immer besitzt und die es notwendigerweise besitzen muß. Seine Moral ist die des Pokerspielers und hat ihren Wert, denn sie bindet eine Gesellschaft von individuellen Produzenten zusammen — ganz gleich, ob diese Farmer, Unternehmer, Arbeiter sind, ganz gleich, ob ihre Ware Feldfrüchte, Organisationstalent, Kapital oder Arbeit ist —, sie bindet sie durch die Zucht der Konkurrenz.

Als Ford, der Erbauer der kleinen billigen Automobile, die heuschreckenartig zu hunderttausenden in Amerika umherfahren, ich glaube 1916, keine besonderen Dividenden verteilte, vielmehr das Geld zurück in die Fabrik tat, klagte eine Anzahl von Aktionären ihn bei Gericht dieserhalb an. Der Gerichtshof von Michigan gab folgendes Urteil: „Ein Geschäftsunternehmen ist or-



ganisiert und wird betrieben zugunsten der Aktionäre. Die Fähigkeit der Direktoren hat sich vor allem darauf zu richten; ihre Besonnenheit und Umsicht hat sich auf solche Mittel und Wege zu lenken, die dieses Ziel fördern. Nicht darauf, eine Änderung in diesem Ziele selbst herbeizuführen, wie z. B. eine Verminderung der Gewinnraten oder die Nichtverteilung der Gewinne unter die Aktionäre, um sie zu anderen Dingen zu verwenden."

Der amerikanische Kapitalismus hat ungeheuer an Macht im Kriege gewonnen; er zerrt an der Leine und möchte losgelassen werden und immer weiter hemmungslos sich entwickeln. Sein Reichtum, seine Solidarität, seine Widerstandskraft ist sehr groß und der Wille der Unternehmer, „in ihren Stiefeln zu sterben", sehr stark. Es ist noch nicht gar so lange her, daß in den Vereinigten Staaten Sklaven dem Willen der Herren gehorchten. Die eingewanderten ost- und südeuropäischen Arbeiter der letzten Jahrzehnte waren nicht viel weiter dem Stande ihrer Kultur nach als die Schwarzen; ihnen gegenüber fühlten sich die angelsächsischen Unternehmer als die Herren. In einem anderen als dem europäischen, in einem größeren und berechtigteren Sinne fühlen sie sich als Captains of Industry in einem Lande, das erst gerade anfängt, den Charakter eines Koloniallandes zu verlieren.

Und dieser kapitalistische Geist steckt nicht nur in den Unternehmern. Er ist ein Gemeingut aller, auch der Arbeiter, sehr stark bei den gelernten und organisierten Arbeitern. Die American Federation of Labour mit dem sehr alten Samuel Gompers an der Spitze ist eine sehr gesittete, sehr amerikanische Interessenvertretung der organisierten Arbeiter. Gompers mit seinem Kardinalkollegium von Arbeiterführern ist eigentlich eine Unternehmervereinigung von Arbeitern.

Die Arbeiterbewegung in Amerika ist in den letzten $1^1/_2$ Jahren durch eine Periode der Einschüchterung und Brutalisierung, die — ob vorübergehend oder für längere Zeit entzieht sich der Beurteilung eines Fremden, vielleicht jeder Prophezeiung —, die Arbeiter betäubt und viele von den Führern ratlos gemacht hat. Die Arbeiter kämpften für eine Aufbesserung ihrer materiellen Lebensbedingungen, für höhere Löhne, kürzere Arbeitszeit, bessere Arbeits- und Lebensverhältnisse, kurz für die konventionellen Forderungen. Aber die Vollzugs- und Gerichtsgewalt im Lande schlug ihre Forderungen zum größten Teil nieder und hat sie für einige Zeit zum Stillstand gebracht. Jedoch glaube ich, daß man sagen kann, die Arbeiterschaft, im großen ganzen gesprochen, hat folgendes eingesehen: daß ihr Kampf um bessere Arbeits- und Lebensbedingungen umsonst ist, solange die Finanzleute und die großen Korporationen die Organe der Regierung, die Kreditkraft des Landes und die Maschinerie der Verteilung der Produktion beherrschen. Ob aber die Arbeiterschaft diese Erkenntnis in politische Schlagkraft erfolgreich umwandeln wird, ist wieder eine Frage, die zu beantworten unmöglich ist. Fast scheint es, als ob sie sie nicht haben wird. Man sagt zum Beispiel, daß der Präsident der Brüderschaft der Bahnbediensteten und Bremser (trainmen) W. G. Lee die Präsidentschaft des Erzreaktionärs General Wood befürwortet habe. Wenn sie auch nicht stimmt, diese Annahme, so ist allein die Tatsache, daß sie entstehen konnte, bezeichnend genug. Und etwas anderes deutet in der Richtung, daß die Arbeiterschaft in den alten Bahnen vorläufig weitergeführt werden wird: Gompers, der Legien Amerikas, ein vollendeter Taktiker und kein großer Stratege etwa, hatte zwar unter dem Drängen seiner Organisation



eine politische Maschine aufzubauen begonnen, die alte parteilose Politik der früheren Jahrzehnte also aufgegeben, wonach die Arbeiterorganisationen jeweilig für die Kongreßmänner und kommunalen Politiker stimmten, die arbeiterfreundlich waren. Jetzt aber scheint er wieder die amerikanische Arbeiterbewegung auf die alten Bahnen der indirekten Beeinflussung der schon bestehenden politischen Maschine der beiden großen Parteien des Landes zurückzuführen.

Die Macht der Parteien und Institutionen ist eben noch immer sehr stark und bindend. An dieser Stelle sollten vielleicht die beiden Entscheidungen des Obersten Gerichtshofes der Vereinigten Staaten aus dem Frühjahr 1920 erwähnt werden, die in ihrem brutalen Eintreten für die unbedingte Erhaltung und Stärkung des Privateigentums die reaktionäre Richtung dieser Institution aufs deutlichste zeigen. Der eine Entscheid hatte die Frage zu beantworten: ist das Reineinkommen einer Korporation, das in der Form von Dividenden verteilt wird, der Einkommensteuer unterworfen, oder ist es als Zuschlag zum Kapital anzusehen und also nicht steuerpflichtig? Der Oberste Gerichtshof entschied: solche Dividendenscheine stellen Kapital dar und sind frei von Einkommensteuer. Dieser Spruch setzte sich in schärfsten Gegensatz zu einem Akt des Kongresses, der sich auf das 16. Amendment vom Februar 1913 gründet. Der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten hob also ein Amendment zur Verfassung auf, um dem Kapital den Weg zu einer ungeheueren Steuerhinterziehungsmöglichkeit zu öffnen. Der zweite Entscheid besagt: die Auflösung des Stahltrusts hat nicht zu erfolgen, denn der Stahltrust ist ein „guter“ Trust. Ein normales Verstehen der Akten dieses Falles aber zeigt den Stahltrust als eine Vereinigung von Korporationen, gegen das Sherman Antitrust-Gesetz gebildet und mehrere Male schon durch denselben Obersten Gerichtshof aufgelöst. Dieses Mal aber negiert der Gerichtshof seine eigene frühere Weisheit, indem er sagt, daß eine Vereinigung von Korporationen vor dem Gesetz nicht schuldig sei und nicht aufgelöst werden dürfe, falls diese Vereinigung aufgehört habe, ungesetzliche Methoden der Verbindung zur Erreichung widerrechtlicher Zwecke einzugehen. Der Oberste Gerichtshof gefällt sich augenscheinlich in der Rolle von Christus, der die Ehebrecherin zur Fülle seines Herzens und seiner Gnade wieder aufhebt.

Stößt der erste Entscheid die Verfassung um, so der zweite eine vorher gefällte Entscheidung. Beide dienen den Vested Interests. Beide helfen dazu, das schon recht wacklig gewordene Vertrauen des Volkes in die Unparteilichkeit auch seines obersten Gerichtswesens noch mehr zu untergraben und zu zeigen, wie diese oberste Institution des Landes für die Stärkung und Verteidigung der bestehenden Privilegien und Monopole schamlos und entgegen jedem Rechtsempfinden des Volkes eintritt.

Ob nun etwa eine wirtschaftliche Depression, eine Krisis eine Änderung bringen wird, die Arbeiterbewegung erregter, stürmischer, begehrlicher machen wird? Denn daß Amerika sich einer Krisis nähert, ist sicher. Die Sturmzeichen sind da: die Speicher des Landes sind überfüllt mit Waren, die infolge der Valutaverhältnisse nicht exportiert werden können, zu deren Produktion ungeheuere Summen verbraucht sind. Eine Teuerung ist im Lande eingetreten, die sich zwar nicht mit der von Rußland und Deutschland vergleichen läßt, die aber trotzdem ungeheuer ist für ein Land, das nur mittelbar vom Kriege berührt worden ist. Die Steuern, die früher minimal waren,

sind sehr hoch. Der Diskont ist sehr gestiegen. Die Milliardeneinnahmen aus den Kriegslieferungen, die Zinsen der 10-Billionen-Dollar-Anleihen an die Alliierten bleiben aus, weil Europa nicht zahlen kann. Aber wenn die Arbeiter zur Zeit einer Hochkonjunktur ihre Forderungen nicht haben durchdrücken können gegenüber der Macht des Kapitals, so werden sie zur Zeit einer Depression erst recht nichts ausrichten können. Denn man bedenke, welch eine Macht sie hatten zur Zeit des Krieges, als die jährliche Einwanderung von 900 000 arbeitskräftigen Menschen aufgehört hatte; als zudem die Arbeitskraft um so mehr begehrt war, da $2^1/_4$ Millionen Männer der Arbeit durch Kriegsdienste entzogen wurden und das zu einer Zeit, wo die Arbeitsnachfrage infolge der ungeheueren Lieferungen an die eigene und die fremden Regierungen sehr dringend war. Damals rannten drei Unternehmer einem Arbeiter nach. Jetzt aber, zur Zeit einer Depression, kann dem Unternehmer ja nichts Lieberes geschehen, als daß eine recht große Verminderung der Arbeitskräfte durch Mangel an Einwanderung, ja Rückwanderung eintritt. Jetzt beginnt sich das Wettrennverhältnis umzukehren.

In den Vereinigten Staaten spielen sich alle Erscheinungen der wirtschaftlichen Welt stets sehr viel klarer und schulmäßiger ab, aus dem Grunde, weil drüben die Materie die Menschen vielmehr beherrscht als in Europa. Und mir scheint, das ist jetzt noch mehr der Fall als früher. Nicht etwa, weil in Europa ein Mangel an Materie eingetreten ist wie er nie vorher bestanden hat. Das würde ja eine Herrschaft der Materie bedeuten, und die ist ja in Europa in der Tat vorhanden. Sondern deshalb, weil in Europa, vor allem in Ost- und Mitteleuropa, eine Intensivierung der seelischen Spannung bei den Menschen eingetreten ist, der gegenüber die amerikanischen Erregungen und Kümmernisse sich verhalten wie das leichte Gekräusel einer gestörten Wasserfläche zu dem Aufgepeitschtsein des Meeres nach einem Sturm. Europa hat gelitten, Amerika nicht. Europa ist innerlich wund, es zweifelt an seinem Aufkommen. Amerika hat seine Haut äußerlich etwas geschürft. Aber was heißt das? Seine breite, starke, masculine Vitalität ist geblieben. Gelingt es bei der Wahl 1920 nicht, die alten Mächte zu stürzen, die Neuerungen durchzuführen, die auch drüben drängend zum Licht wollen, so doch vielleicht 1924 oder 1928, sicher 1932. Das Volk ahnt die weite Fülle der Zeit, die es vor sich hat. Es spürt die Ausdehnung, die Unendlichkeit des Landes. Im Westen liegt der Staat Texas. Er ist so groß wie Deutschland und hat eine ganz geringe Bevölkerung. Die gesamten 70 Millionen Deutschlands könnten gut darin wohnen, leben und arbeiten. Kann man von einem Lande, wo solche Weiten noch leer von Menschen sind, trotz aller Land-, Bergwerk- und Eisenbahnmonopole das Gefühl der Zusammengedrängtheit erwarten, das allein die gefährliche, innere, schöpferische Spannung der Seelen herbeiführt, die einen Umsturz bringen?

Immerhin hat die gärende Unzufriedenheit mit dem bestehenden, die stärker und artikulierter werdende Erkenntnis von der Notwendigkeit der Beseitigung der systematisierten Gewalt der Monopolinhaber, von der Notwendigkeit einer Rückkehr zur „alten Freiheit" es vermocht, zwei Erscheinungen ans Licht zu bringen. Die erste ist vorläufig ein Plan geblieben, äußerlich getötet und durch eine reaktionäre Maßnahme ersetzt worden. Die zweite ist zur Tat geworden. Ich meine einmal den Nationalisierungsplan für die Eisenbahnen von Glenn E. Plumb und dann die Organisierung der



Farmer, Arbeiter und Intellektuellen in drei Verbindungen, die schon recht groß sind.

Es war im Frühjahr 1919, daß Glenn E. Plumb, der juristische Vertreter der Organisierten Eisenbahnangestellten Amerikas, vor die Interstate Commerce Commission des Senats der Vereinigten Staaten eine Schrift brachte, deren Titel lautet: „Plan der Arbeiter für die Nationalisierung und Demokratisierung der Verwaltung der Eisenbahnen." Diese Schrift ist Amerikas Manifestation, daß auch dort die Arbeit an der allgemeinen Welterscheinung teilnimmt: die Arbeiter verlangen Mitverwaltungsrechte bei der Führung der Produktion, der sie ihre Lebensarbeit widmen.

Die Eisenbahner sind die einzigen Arbeiter in Amerika, die mit einem aufbauenden Plan herausgekommen sind. Die anderen Arbeiter sind mit Vorschlägen zur Aufbesserung ihrer Lage beschäftigt, lassen sich auf Schiedsgerichte ein, denen man bis dahin wegen ihrer Parteilichkeit im Sinne der Unternehmer ausgebogen war. Es ist natürlich, daß aus dem Geist der Eisenbahnarbeiter, aus dem Komplex ihrer Arbeitserfahrungen, aus den Notwendigkeiten des amerikanischen Eisenbahnwesens ein Plan dieser Art geboren werden mußte. Die Eisenbahnen werden immer eine besondere Stellung zu Krieg, Reaktion und Revolution haben. Wer sie oder ihre Materialien besitzt, regiert ein Land, kann es regungslos machen. Das gilt für alle Länder. Für keines in dem Maße wie für die Vereinigten Staaten. Denn das Land ist ungeheuer, die Besiedelung höchst verschieden, Tagesreisen trennen die einzelnen Städte, Tausende von Kilometern die Standorte der Industrie, also die Menschenmassen, von den Produktionsgebieten der notwendigen Lebensmittel. Die Eisenbahnen allein verbinden die beiden.

Das Eisenbahnwesen in den Vereinigten Staaten ist nun in Händen von 157 Privatgesellschaften, von denen die großen und bedeutenden sich bis auf den Tod Konkurrenz machen, von denen die kleinen von der Gnade der großen ein kümmerliches, ewig sanierungsbedürftiges Dasein führen. Würden die amerikanischen Eisenbahnen auf den Stand der sicheren Verkehrsführung gebracht, wie die deutschen ihn haben, sie brauchten ebensoviel Kapital wie ihre Anlage gekostet hat.

Der Krieg kam mit seinen ungeheuren Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen. Ihr physischer Zusammenbruch 1916 und 1917 und das vollständige Versagen ihres Kredites auf dem Weltmarkt waren Zeichen für zweierlei: daß die seit Jahren in verstärktem Maße erfolgte Regulierung des Eisenbahnwesens durch die Interstate Commerce Commission nichts zu ihrer Sanierung geholfen hatte und daß das gesamte Eisenbahnwesen vereinheitlicht werden müsse, wollte man den Krieg nicht verlieren. Es wurde vereinheitlicht. Am 1. Januar 1918 übernahm die Regierung die Verwaltung der Eisenbahnen, bis nach Kriegsende der Kongreß anders beschließen würde. Die Aktionäre wurden auf Grundlage des Reineinkommens der letzten drei Jahre, 1915 bis 1918, entschädigt.

Am 1. März 1920 sind die Eisenbahnen wieder in den Besitz der Privatgesellschaften übergegangen. Dazwischen liegt eine Periode von $2^1/_2$ Jahren, wo folgendes geschehen ist: die Tarife sind um 33% gestiegen. Der Eisenbahndienst ist eingeschränkt. Das Defizit ist Hunderte von Millionen Dollars groß, z. B. für das erste Quartal 1918 220 Millionen, für das erste Quartal 1919 192 Millionen Dollar. Andererseits ist der Mangel an Frachtwagen vom



1. September 1917 bis 1. September 1919 von 147.000 auf 57 000 heruntergegangen, sind Tausende von Kilometern an Bahnstrecken repariert, Hunderte von Brücken und Unterbauten neu gebaut oder verbessert worden, sind 2 Millionen Arbeiter in ihren Löhnen bedeutend aufgebessert worden, haben die Eisenbahnen funktioniert und ist der Krieg gewonnen worden.

Daß das Eisenbahnwesen nicht in das alte Stadium des chaotischen Individualismus zurückfallen dürfe, war allen klar. Am klarsten den Arbeitern. Daher machten sie ihren Plan, dessen Quintessenz folgende ist: Nationalisierung der Bahnen, damit sie zu Selbstkosten dem Lande dienen können und nicht zu Monopolpreisen. Verwaltung der Eisenbahnen durch ein Direktorium von 15 Männern: 5 vom Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt, die das Publikum repräsentieren, 5 durch die höheren Verwaltungsbeamten, 5 durch die Arbeiter gewählt. Man will nicht staatliche Verwaltung, was für einen Amerikaner gleichbedeutend mit Bureaukratisierung wäre; man will eine Demokratisierung, ein Erteilen der Autorität an die, welche die Verantwortung zu tragen haben, so daß also auch in der Entlohnung große Unterschiede gemacht werden. Der Gewinn soll folgendermaßen verteilt werden: nach Abzug der Betriebskosten, Gehälter, Zinsen wird der Gewinn zu gleichen Teilen zwischen der Regierung der Vereinigten Staaten und den Eisenbahnmännern geteilt, so zwar, daß die Betriebsleiter doppelt soviel erhalten wie die Arbeiter. Es ist dieser Gewinnanteil eine Prämie auf Tüchtigkeit, erhält persönliche Initiative und steigert die Arbeitswilligkeit. Der Plumb-Plan sieht eine Herabsetzung der Tarife vor: sobald der Gewinnanteil der Regierung mehr als 5% der gesamten Betriebskosten ausmacht, werden die Tarife entsprechend herabgesetzt. Die Abschätzung der Eisenbahn soll durch eine Kaufkommission geschehen, bestehend aus der Interstate Commerce Committee und drei Direktoren des zu errichtenden Eisenbahndirektoriums, so daß je ein Direktor aus je einer der drei Gruppen gewählt wird.

Dieser Plan ist nicht angenommen worden. Die Privatgesellschaften wollten sich ihre Eisenbahnen nicht nehmen lassen, die in den $2^1/_2$ Jahren der Regierungsverwaltung so sehr aufgebessert worden sind. Sie wollten sich die garantierte Verzinsung nicht nehmen lassen. Und Wilsons Regierung, der ein Teil der Amerikaner bei Beginn der Übernahme der Eisenbahnen vorwarf, sie treibe ihre arbeiterfreundliche Eisenbahnpolitik nur deshalb, um die Übernahme der Eisenbahnen durch die Regierung zu erzwingen, ist beiseite getreten, hat den Plan nicht unterstützt, sondern hat die Esch-Cummins-Bill durchgehen lassen.

Nach dieser ist folgendes eingetreten: seit dem 1. März 1920 sind die amerikanischen Eisenbahnen wieder privater Besitz. Die amerikanische Regierung führt die Aufsicht durch die Interstate Commerce Commission, der sehr große Machtbefugnisse erteilt sind. Den Aktionären auch der kleinsten, dem Bankerott nahen Eisenbahnen wird der Gewinn des Jahres 1914 garantiert. Außerdem muß die Interstate Commerce Commission die Tarife so erhöhen, daß für die nächsten zwei Jahre eine Verzinsung von $5^1/_2\%$ gewährleistet wird. Den Arbeitern wird der vor dem 1. März 1920 geltende Lohn bis zum 1. September 1920 garantiert. Um den ununterbrochenen Betrieb der Eisenbahnen zu sichern, das heißt die Arbeiter zufriedenzustellen, hat das Gesetz drei Vermittlungsstellen geschaffen: 1. sogenannte Konferenzen der Arbeiter, Angestellten und der Betriebsleitung um Streitpunkte beizulegen, 2. den



Railroad-Labour Adjustment-Board. Er bildet sich freiwillig zwischen jeder Gruppe von Arbeitern, Angestellten und Betriebsleitern. Es ist dies ein Beibehalten einer Einrichtung, die sich unter staatlicher Verwaltung in den letzten $2^1/_2$ Jahren gebildet hatte. Ihre Aufgabe ist: alle Streitpunkte, die geringfügige Übelstände, Arbeitsregeln oder Arbeitsbedingungen betreffen und die die Unterbrechung des Verkehrs herbeiführen könnten, zu besprechen und zu entscheiden. Von größerer Wichtigkeit ist die dritte Vermittlungsstelle, die Railroad-Labour-Board heißt und die aus neun Mitgliedern besteht: drei für das Publikum, drei für die Arbeiter, drei für die Angestellten und unteren Betriebsleiter. Sie bekommen ein festes Gehalt von 10 000 Dollar. Dieser Railroad-Labour-Board hat zwei Funktionen: einmal die Entscheidung von Streitpunkten, die nicht durch das Adjustment-Board geregelt werden konnten. Gibt es keinen solchen Ausschuß, so hat das Railroad-Labour-Board die Ermächtigung zu eigener Initiative, oder es mag auf Ersuchen des Generaldirektors der Eisenbahngesellschaft oder des obersten Beamten der Arbeiterorganisation oder auf Ersuchen von hundert nichtorganisierten Arbeitern in Funktion treten. Er ist die übergeordnete Stelle für die einfachen Ausschüsse, hat die Macht, Erhöhungen von Löhnen und Gehältern zu annullieren, die die Ausschüsse beschlossen haben, falls eine solche Erhöhung eine wesentliche Neuregelung der Tarife bedingen sollte. Die zweite Funktion der Railroad-Labour-Board ist die Enquetenvermittlung, die von Zeit zu Zeit veröffentlicht werden müssen, ebenso wie die Entscheidungen des Adjustment-Board veröffentlicht werden müssen. Unter diese zweite Aufgabe fällt auch die der Prüfung von Geschäftsbüchern und Protokollen, die Abhaltung von öffentlichen Verhören und allen quasi gerichtlichen Handlungen, die zur Durchführung seiner Aufgabe nötig sind. Vollzugsgewalt hat der Railroad-Labour-Board nicht. Sein einziges Mittel, seine Beschlüsse durchzuführen, ist, durch Veröffentlichung derselben einen Druck auf die öffentliche Meinung auszuüben.

Diese Arbeiterbestimmungen werden als ein Sieg der Arbeiter hingestellt, weil das Streikverbot aufgehoben wird. Es bleibt abzuwarten, ob nicht gerichtliche einstweilige Verfügungen wie bisher donnerkeilartig dazwischenfahren werden. Exempla docent. Klar ist, daß die Esch-Cummins-Bill die Auffassung der Eisenbahner von der Notwendigkeit von Tarifverträgen nicht befriedigt. Das Gesetz verkoppelt lose das System des Tarifvertrags mit einem System von Zwangsuntersuchungen und pseudofreiwilligen Vermittlungsverfahren und Schiedsgerichten. Die Entscheidung, die der öffentlichen Meinung eventuell zufällt, ist so ungeheuer, daß amerikanischer Optimismus dazu gehört und ein absolutes Vergessen ihrer Beeinflußbarkeit während des Krieges, um von ihr nicht nur Schlechtes, sondern auch Gutes zu erhoffen.

Dieses neue Gesetz ist nichts als ein Notbehelf. Es wird ohne Zweifel die Richtung nur bestärken und fördern, in der die Eisenbahner bisher agitiert haben. An der Eisenbahnfrage wird das amerikanische Volk den neuen Geist der Zeit, die Probleme der modernen Verwaltung der Industrie zuerst erfassen und durchführen müssen. Dann wird der Plumb-Plan wieder vorgeholt werden.

Ich glaubte, den Plan von Glenn I. Plumb und die Esch-Cummins-Bill, den Plan der Arbeiter und die Tat der Unternehmer so ausführlich behandeln zu müssen, weil sich in beiden konzentriert, die feindlichen Brüder, Arbeit und Kapital, gegenüberstehen und die reichste und artikulierteste Sprache dieser zwei Kräfte Amerikas sprechen: das Ausmaß der Wünsche der Arbeiter,



die auf gesetzliche Beseitigung der Monopole zielt und das Ausmaß des Entgegenkommens des Kapitals, das mit der einen Hand gibt und das Gegebene jederzeit mit Unterstützung der öffentlichen Gewalten zurücknehmen kann.

Die zweite Erscheinung, die auf das Heraufkommen eines neuen Geistes in Amerika deutet, ist die Tatsache, daß sich die Farmer, Arbeiter und Intellektuellen zu drei neuen Verbänden zusammengetan haben und daß eine dritte Partei neben den beiden großen der Republikaner und Demokraten sich bildet. Diese Verbände sind die Non Partisan League, die Labour Party und die Committee of 48. (Committee of Forty-eight.)

Die Non Partisan League, vor einer Reihe von Jahren im westlichen Staate North Dakota entstanden, umfaßt jetzt bereits 200 000 Farmer aus achtzehn meist westlichen Staaten der Union. Ihr Zweck war anfangs rein lokaler und nur wirtschaftlicher Natur. Die Farmer, in politischer Lethargie in einem rein agrarischen Staate lebend, hatten sich durch ihr Staatsparlament von Advokaten die Herrschaft der Finanz und der Eisenbahnen verschreiben lassen, so daß solche Verrücktheiten entstanden, wie daß ihr einziges Erzeugnis, Weizen, tagelang mit der Eisenbahn nach den Mühlen von St. Paul oder Duluth gefahren, dort gemahlen und, soweit es gebraucht wurde, wieder nach North Dakota zurückgeführt werden mußte. Die Profite des Überschusses an Getreide wanderten nicht in die Taschen der Farmer, sondern in die der Eisenbahnen und Zwischenhändler. Endlich riß ein Mann, Arthur C. Townley die Farmer aus diesem Stumpfsinn, und jetzt, nach jahrelangem Kampf, gibt es in North Dakota soviele das Gesamtwohl fördernde staatliche Einrichtungen wie in keinem der erstarrten Staaten des Ostens. Schließlich auch traten die Farmer, unter den Einwirkungen der Regierungsmaßnahmen während des Krieges, vollends aufgeweckt durch die Opposition des kreditbeherrschenden, rein individualistischen Ostens aus dem Zirkel ihrer örtlich-agrarisch gebundenen Gedanken heraus in das freie Feld der nationalen Politik.

Dort hat sie die Labour Party und die Committee of 48 vorgefunden. Die Labour Party hat ein sehr kurzes organisiertes Dasein hinter sich. Erst im Januar 1920 einten sich die Arbeiter, die unzufrieden waren mit der verfetteten Regierungs- und Opportunitätspolitik der American Federation of Labour, aber auch mit dem doktrinären, simplistischen Geist des Sozialismus sich nicht verkuppeln wollten Was Hoffnungen erweckt und sie interessant macht, ist nicht ihr Programm, das so lang ist, daß man es bis zur nächsten Präsidentschaftswahl noch nicht wird haben durchlesen können, sondern ihre frank und freie Verkündigung: die Labour Party wird sich mit keiner der Parteien fusionieren oder irgendeinen Kandidaten einer anderen Partei unterstützen.

Was der Labour Party nicht gelungen ist, nämlich ein klares und knappes Programm zu formulieren, gelang der Committee of 48. Dafür sind aber auch viele Intellektuelle in ihren Reihen, hoffentlich nicht zuviele, so daß die Sache im Formalen sich auflöst oder in endlos nach außen sich ergießenden Tätigkeitsdrang sich genügen läßt. Denn auch drüben gibt es Aktivisten. Vor $1^1/_2$ Jahren faßten einige Männer und Frauen den Entschluß zu politischer Einigung. Sie nannten sich nach den 48 Staaten der Union. Zu ihren Mitgliedern gehören Männer und Frauen mit klingenden Namen; Farmer, Arbeiterführer, Menschen aus allen Berufen und von allen Richtungen haben sich ihnen angeschlossen wie die Non Partisan League, Glen Plumb, der

Senator La Follette. So repräsentieren sie die Quintessenz jedweder unabhängigen Gesinnung, die es in den Vereinigten Staaten gibt.

Ihr Programm ist folgendes: 1. Verstaatlichung der Transportmittel des Landes, der Viehhöfe und Schlachthäuser, Getreidespeicher, öffentlichen Lagerhäuser, Ölröhrenlinien und Öltanks; Verstaatlichung aller anderen öffentlichen Einrichtungen und der hauptsächlichsten natürlichen Bodenschätze, wie Kohle, Öl, Naturgas, Mineralien, Wasserkräfte und Forste. 2. Kein Land (einschließlich der natürlichen Bodenschätze) und keine Patente dürfen dem Gebrauch vorenthalten werden zu Spekulationszwecken, um Monopolien zu errichten. Alle Steuern, die unbebautes Land zum Anbau zwingen, werden begünstigt. 3. Gleiche wirtschaftliche, politische und bürgerliche Rechte für alle ohne Ansehung des Geschlechtes und der Hautfarbe. Sofortige Wiedereinführung von Rede-, Preß- und Versammlungsfreiheit. Abstellung einstweiliger richterlicher Verfügungen in Arbeiterangelegenheiten. Unterstützung der Bestrebungen der Arbeiter, die sich auf Beteiligung bei der Verwaltung der Industrie, auf Erlangung des Rechtes zur Organisation und auf Tarifvertragsabschlüsse richten, wobei sie durch ihre eigenen frei gewählten Vertreter vertreten sein sollen.

Liest man dieses Programm aufmerksam, so findet man darin alle bürgerlichen Rechte, die durch die Vergewaltigungen einer autokratischen Kriegsregierung für mehrere Jahre beiseite gestoßen worden sind. Und man findet alle Neuerungen, die das amerikanische Volk seit Roosevelt, dann, nach dem Tode dieser Militärmusikkapelle, durch die Progressiven, und, als diese sich allmählich müde gekämpft hatten, alle Unabhängigen stets verlangt hatten. Das Programm der Committee of 48 ist eine offene Kriegserklärung an die Republikaner und Demokraten. Die Zusammengehörigkeit dieser beiden, einst nicht nur formal, sondern dem Gedanken nach getrennten Parteien, kommt aufs deutlichste heraus in der glänzenden Formulierung des Programms der 48. Die 48 verlangen offen das, wovor die republikanische Partei und ihre demokratische Zwillingsschwester sich feige herumdrücken. Welchen Erfolg die Unabhängigen bei den Wahlen im November 1920 haben werden, wird sich dann zeigen. Als dritte Partei gedenkt sie herauszutreten. Führer, die imstande wären, in gesamtnationalen Sinne das Volk der Vereinigten Staaten durch die innerpolitischen Probleme und durch die der auswärtigen Politik in den nächsten Jahren zu führen, scheinen sie so wenig zu haben wie die beiden großen Parteien des Landes.

Die neue dritte Partei hat die auswärtige Politik in ihrem Programm überhaupt nicht erwähnt. Ob sie sie in ihrem endgültigen Programm im Sinne der Non Partisan League erwähnen wird, ist anzunehmen. Dort heißt es: sofortiger Friede mit allen Nationen nach Grundsätzen von Recht und Billigkeit. Errichtung einer Friedensliga mit schleuniger Abrüstung und schnelle Heimberufung aller amerikanischen Soldaten, wo sie auch sein mögen.

Dieser Teil des Programms der Non Partisan League hat wieder jene fatale, unklare Farbe von Wilsons idealistischem Gerede. Aber die dritte Partei faßt es gerade als ihre Aufgabe auf, das Augenmerk des Volkes nach innen zu richten. Den beiden großen Parteien wirft die dritte vor, daß sie das Außenpolitische betonen, um das Volk von den Schwierigkeiten der inneren Lage, von der Unzufriedenheit im Innern abzulenken. Und ich glaube, daß sie dadurch nicht wenige Stimmen fangen werden. Denn das amerikanische



Volk scheint mir trotz Krieg, trotz Wilson, trotz Versailles, trotz des nun eineinhalbjährigen Geredes über Völkerbund, Ratifikation oder Nichtratifikation — und das bedeutet Imperialismus oder Nichtimperialismus — noch durchaus provinzial gebunden zu sein.

Es gibt Schriftsteller, Politiker und Militärs, die mit beneidenswerter Sicherheit bereits zwei bis drei große Weltkriege für eine gar nicht entfernte Zukunft prophezeien. Die mit gedankenloser Großspurigkeit, die einen einen englisch-amerikanischen Imperialismus, die anderen einen Krieg zwischen England und Amerika, die dritten einen Krieg zwischen England-Japan und Amerika prophezeien. Daß die Vereinigten Staaten imperialistisch seien, ist ihnen ohne weiteres klar, das wird als gegebene Größe in ihre Rechenaufgabe eingestellt.

Für einen Menschen, der das Pech hat, eines dieser Völker etwas zu verstehen, geht das X der Aufgabe dieser Herren — und dieses X bedeutet immer Rückkehr zur Monarchie plus Militarismus, plus allem, was dieser Krieg zerstört haben soll — nicht ganz so glatt aus der Aufgabe hervor.

Hat man mit einem amerikanischen Imperialismus zu rechnen? Was heißt Imperialismus? Bedeutet er nicht die Art einer Politikführung, durch welche die Macht eines Volkes zur Unterjochung anderer Völker verwendet wird? Und was heißt Macht eines Volkes? Reichtum und Rechte? Ganz sicher. Aber das sind Forderungen auf dem Papier. Uneinforderbar, falls nicht der lebendige blutwarme Wille des Volkes dahinter steht; falls nicht das Volk für die Liquidierung und Sicherung dieser Rechte und Reichtümer mit seinem Leben eintreten will; falls es nicht den Willen hat, die äußeren Möglichkeiten zu seinem inneren Schicksal umzuformen. Denn der wesentlichste, der eigentliche, der ausschlaggebende Faktor bei der Bildung des Schicksals einer Nation liegt in der Form des Willens dieser Nation.

Das einfache Volk der Vereinigten Staaten ist aufgewachsen unter dem Einfluß einer rein empirisch entstandenen und gerichteten Wirtschaft, unter dem Einfluß seines ungeheuren Landes, unter dem Einfluß der Ideen des vorrevolutionären England und des 18. Jahrhunderts. Danach hat sich seine nationale Denk- und Empfindungsweise gebildet. Eine Gewohnheit ändert sich nicht in einem Tage, auch nicht durch einen Krieg, den man nur von weitem und kurze Zeit miterlebt hat. Ich glaube, das Volk hat seinen einfachen, perennierenden Idealismus behalten. Vielleicht hat es den nachlässigen und naiven Glauben einer schlendernd dahinlebenden Demokratie etwas verloren, daß Gesetze und Moral die Welt ändern. Vielleicht hat auch das erschreckende Wesen der englischen, später der englisch-amerikanischen offiziellen Kriegspropaganda und die erschreckende Erkenntnis der durch keine inneren Hemmungen aufgehaltenen Wirkung dieser Propaganda, der die hundert Millionen Amerikaner blind erlagen, des Volkes Abneigung gegen Wahrhaftigkeit etwas und für einige Zeit geschwächt. Es wäre aber auch denkbar, daß bei der Schnellvergeßlichkeit, die das amerikanische Volk auszeichnet, bei der Art seiner Nervosität, bei seiner ganz ungebackenen Intoleranz, kurz, bei dem ganzen Stande seiner inneren Seelenverfassung nach wenigen Jahren bereits alles wieder vergessen ist, was der Krieg gelehrt hat, und das Volk innerlich bereit wäre, mit seinem Leben die ungeheuren Reichtumsanlagen zu schützen, die die Maschine seiner Finanzleute überall in der Welt aufbaut, die die augenblickliche amerikanische Regierung augenscheinlich



durch Schaffung einer ungeheuren Flotte, durch Unterstützung der Schiffahrt mit Subventionen und Schiffahrtsgesetzen fördert. Am 24. Mai 1920 war in der New York Tribune ein Telegramm aus Paris: „Während man den Friedensvertrag mit Deutschlands verkrüppelter Macht schloß, sind die englisch-amerikanischen Friedensstifter eine Allianz zur weiteren Erschließung des Weltmarktes eingegangen. Dieses ungeheure Unternehmen wird Zweige in allen Teilen der Welt haben. Vorne dran werden amerikanische Geschäftsleute stehen. Das chinesische Konsortium ist nur ein einzelner Zug aus dem Ganzen, das für beides, für politische und wirtschaftliche Zwecke, gebildet wird. Amerikanisches Kapital und amerikanische Ingenieure werden ohne Zweifel die Kohlenbergwerke des Saargebiets entwickeln; amerikanisches Geld und amerikanische Eisenbahnmänner werden ihre Aufmerksamkeit Kleinasien, Syrien, der Türkei zuwenden, und Palästina wird neues Interesse für die Amerikaner gewinnen. Aber bei weitem das größte Abenteuer wird das in China sein, wo vier, vielleicht fünf Länder dieses Gebiet der 400 Millionen erschließen werden."

Das sind die Absichten der Finanz. Sie sind groß und weitläufig. Nun fehlt nur das Volk, sie zu stützen, der Staat, sie durchzuführen. Das Volk der Vereinigten Staaten war bis 1914 kein Volk wie die europäischen Völker es sind, kein festgefügter Körper mit einem Atem, einem Herzen und einem Willen. Der amerikanische Staat existierte als eine recht lose, recht schlecht funktionierende Maschine zur Führung der äußeren Geschäfte der hundert Millionen Individualisten. Ist der Krieg, ist die Zeit seit Versailles die Geburtskrise gewesen, die aus diesen hundert Millionen ein Volk gemacht hat? Ist aus der etwas wackelnden Maschine ein Staat geworden? Die Zukunft wird es zeigen.

Ein amerikanischer Agrarstaat





Ein Deutscher, der nicht mehr als das Durchschnittsinteresse und Durchschnittswissen um die Vereinigten Staaten hat, der selber nie dagewesen ist, ja, alle die Deutschen, die die gewöhnliche Reise nach Amerika gemacht haben, d. h. die Wolkenkratzer in New York kritisiert, über Bostons bewußtes Kulturstreben gelächelt, Chicagos Schlachthäuser gesehen haben, dann nach dem Westen gefahren sind, die großen Naturattraktionen dort bewundert haben, die alles dieses gesehen haben unter der Führung eines gastfreien Klubs, weitergegeben von Stadt zu Stadt; diese Deutschen denken bei amerikanischer Landwirtschaft vielleicht an eine der riesigen Farmen im Westen, wo Maschinen die Erde bestellen im Frühjahr und im Herbst die ungeheure Ernte einsammeln; oder sie denken an eine der Musterfarmen der westlichen Universitäten, wo Studenten deutscher und skandinavischer Abstammung mit den neuesten Methoden moderner Landwirtschaft bekannt gemacht werden.

Kommt man aber nach dem Osten, und zwar nach Neu-England, wo die ältesten Ansiedlungen dieses Landes sind; hat man Gelegenheit, längere Zeit auf dem Lande zu sein, die Farmer zu beobachten, mit ihnen zu reden; gibt man sich die Mühe, ihre Einrichtungen zu studieren, ihre Geschichte zu verstehen, ihre Zukunft aus ihrer Vergangenheit zu begreifen; so kommt man ins Herz der Probleme, welche anfangen, das nordamerikanische Volk aus der bisherigen bequemen Ruhe aufzurütteln.

Amerika ist aus dem ersten Stadium der Besitzergreifung heraus. Der Boden ist defloriert. Die glücklichen Zeiten sind vorbei, wo der Farmer den Dünger in Flüsse und Bäche warf als bequemstes Mittel der Beseitigung. Auch im goldenen Westen muß der Amerikaner anfangen, die Erde mit Schonung zu behandeln, weil sie karger mit ihren Erträgnissen wird. Alle landwirtschaftlichen Produkte sind ungeheuer im Preise gestiegen. Der steinige, unfruchtbare Boden des nördlichsten Ostens, Neu-England, fängt an, ökonomischen Wert zu bekommen. Es wird lohnend, hier in der Nähe der großen Märkte New York, Boston, der kleineren Industrieplätze Neu-Englands Landwirtschaft zu treiben.

Und da macht man die Erfahrung, daß die Sache, trotz der guten Aussichten, nicht geht. Sie geht da, wo Europäer: Italiener, Polen, russische Juden, Deutsche, und wo Amerikaner nichtenglischer Staaten sie angepackt haben. Auf einer Gemüseausstellung in Boston 1912 haben sämtliche ersten Preise die Italiener bekommen. Die Sache geht nicht da, wo die alte, einheimische Bevölkerung, die richtigen Yankees, sie seit alters betrieben haben.

Warum geht sie nicht?

Eingeschaltet muß hier werden, daß nicht etwa der niedere Lebensstandard der Italiener, Polen und Juden es ist, der sie zu landwirtschaftlichem Erfolg



führt und daß kein Yankee diesen Standard ertragen würde. Das ist die übliche Ansicht der Amerikaner. Als Gegenbeweis gilt die erwiesene Möglichkeit des Erfolgs der Farmer, die aus anderen Staaten der Union sich in den letzten zwei Jahrzehnten in Neu-England angesiedelt haben, deren Standard wohl nicht von dem der Yankees verschieden ist.

Von den sechs Neu-England-Staaten: Maine, Connecticut, New Hampshire, Massachusetts, Rhode Island, Vermont soll hier von dem letzten Staat die Rede sein. Durch Lage und Geschichte verschieden von den anderen Staaten, zeigt er am deutlichsten durch seine unvermischt gebliebene Ureinwohnerschaft und durch den relativen Mangel an Industrialismus jene inneren Probleme.

Vermont steht an Ausdehnung zwischen Württemberg und Bayern. Es ist begrenzt im Osten von dem fruchtbaren Tal des Connecticutflusses, der direkt von Norden nach Süden fließt, der einzige große Fluß Neu-Englands, die einzige bequeme Straße, die die ersten Ansiedler ins Innere des Landes führte. Die Nordwestgrenze bildet der Champlainsee, unvergeßlich aus den Lederstrumpfgeschichten, und das Land, das sich westlich zum Hudson senkt; im Süden liegt Massachusetts, im Norden der gebirgige Teil Kanadas, der sich abflacht in das gewaltige Tal des Lawrenceflusses. Vermont ist also Binnenland. Der einzige der Neu-England-Staaten, der keinen Ausgang zum Meere hat. Das Land ist durchzogen von Norden nach Süden von den Grünen Bergen, deren höchste Erhebung 1300 Meter ist. Die zahlreichen Bäche und Flüsse eilen in raschen Gefällen nach Osten in den Connecticut, nach Westen in den Champlainsee und Hudson, nach Norden in den St. Lawrencefluß. Der Hauptstock des Gebirges zwar orientiert sich von Norden nach Süden; unzählige Quertäler aber zersetzen das Gebirge in kleine, abgeschlossene Teile. Vielleicht ist es dies, was den Eindruck viel größerer Höhe hervorruft und zu gleicher Zeit jedes Haupttal mit zwei oder drei Nebentälern als eine Welt für sich erscheinen läßt. Das Land besteht zu zwei Dritteln aus Wald und unangebautem Boden. Das letzte Drittel ist humusreiches, gut bewässertes Land, weit fruchtbarer als der Boden der übrigen Neu-England-Staaten. Seiner Bodenbeschaffenheit nach bildet es eine Einheit mit dem östlichen Teil des Staates New York und mit New Hampshire, von dem es nur durch den Connecticutfluß getrennt ist.

Dieses Land liegt ungefähr auf demselben Breitengrade wie Bologna. Es hat ein Klima im Winter wie die deutsch-russischen Ostseeprovinzen und im Sommer wie Mittelitalien. Der Winter fängt gewöhnlich Ende November an mit beständiger trockener Kälte bis zu 30 Grad bei stahlblauem Himmel und funkelndem Sonnenschein; die Sommermonate Juni, Juli, August ermöglichen durch andauernde, regenlose Wärme das Reifen von Mais. Das Land hat ungeheure Granit- und Marmorbrüche, aus denen die Hauptanzahl der verschiedenen Gesteinsorten gebrochen werden, mit denen über die Union hin die Amerikaner in verschwenderischer Weise ihre öffentlichen Gebäude schmücken.

Die Eisenbahnen folgen dem natürlichen Wege der Täler, d. h. dem Connecticutfluß als Boston and Maine Railroad, die der großen Gruppe der New York-, New Haven- and Hartford-Railroads angehören. Getrennt von diesen durch den Gebirgsstock laufen die Wagen der Delaware- and Hudson-Gesellschaft; als einzige Verbindung zwischen diesen zwei Parallelbahnen die



Central Vermont-Railroad. Kleinere Lokalbahnen sind bedeutungslos. In fünf Stunden fährt ein Zug nach Boston, in acht Stunden nach New York im Süden, nach Montreal im Norden. Diese Zeiten können bedeutend verkürzt werden (es fährt ein Schnellzug nur 20 englische Meilen pro Stunde), wenn nicht das gesamte Eisenbahnsystem in diesen Teilen der Union in den Händen durchaus unfähiger, seit langem am Rande des Bankerottes stehender Gesellschaften läge.

Dieses Land ist der Schauplatz des Lebens von etwas über 350 000 Menschen. In den letzten sechs Jahrzehnten weist es nur einen Zuwachs von 40 000 Menschen auf. In dem Zeitraum von 120 Jahren, von 1790—1910, hat sich die Menschenanzahl in den gesamten Vereinigten Staaten verdreiundzwanzigfacht, in Vermont vervierfacht. Die Zahl der Einwanderer betrug 1850 von der bereits vorhandenen Bevölkerung 10 Prozent; 1910 nur 3 Prozent. Außer einigen Staaten der Union im Süden und Südwesten, wo die größere Bevölkerungsmasse eingeborene Schwarze, die geringere eingeborene Weiße sind, hat kein Staat einen so hohen Prozentsatz eingeborener Weißer: 84 Prozent. Wenn irgendwo, so ist es hier möglich, die Urbevölkerung, die Nachkommen der alten, anfänglichen Einwanderer zu studieren. Denn von 84 in Vermont Lebenden sind wieder 70 im Staate selbst geboren. Und obwohl die Anzahl der Vermonter, die nach anderen Staaten der Union abgewandert sind, im Laufe der 70 Jahre seit 1850 stets auf ziemlich gleicher Höhe von 40 Prozent der Gesamtbevölkerung ihres Heimatlandes sich erhalten hat — nur im letzten Jahrzehnt macht sich eine Abnahme bemerkbar —, so wird dieser Abfluß alten Yankeeblutes zu einem großen Teil wieder ersetzt durch Zufluß aus den anderen Neu-England-Staaten und aus dem östlichen New York, wo, so lange dieser Teil des Kontinents überhaupt von Weißen bewohnt worden ist, ein beständiges Hin- und Herwandern von Vermontern nach New York und umgekehrt stattfand.

Man kann um so eher annehmen, daß das alte Blut erhalten geblieben ist, als die Einwanderung der Jahre bis 1850 zu neun Zehnteln aus Iren und englischen Kanadiern bestand, von denen die Kanadier überhaupt nicht nach Blut, nach Ursprung und Ansichten politischer und religiöser Natur verschieden waren, sondern vielmehr gerade der Übereinstimmung wegen die republikanisch regierte Union aufgesucht haben mögen. Was die Iren anbetrifft, so wurden sie geringer als Hunde geachtet, verrichteten zur Zeit der Eisenbahnbauten all die schwere und schmutzige Erdarbeit, heirateten untereinander und zogen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum überwiegenden Teil wieder ab in die unterdessen entstandenen großen Industriestädte, wo sie ihren politisch orientierten Fähigkeiten besser folgen konnten als in dem ländlichen Vermont.

Die Einwanderer, die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts einwanderten, waren zu einem geringeren Teil aus den übrigen Neu-England-Staaten. Die große Bevölkerungswoge, die, von der neuengländischen Küste beginnend, in gerader Linie nach dem Westen sich abwälzte, ließ verhältnismäßig nur wenige in Vermont zurück, ihre Hauptmasse rollte weiter nach den Ländern des Mississippi und nach den Rocky Mountains. Dafür kamen New Yorker, die, wie schon gesagt, nicht besonders verschieden ihrer Art nach von den Vermontern waren, und es kamen der Überschuß der kinderreichen, französischen Kanadier, die, politisch indifferent, in Religion verschieden, in Ver-

mont häufige Enttäuschungen erlebten: mit pharisäerischem Hochmut geduldet, als Angehörige der mit Mißtrauen betrachteten katholischen Kirche, fanden sie keinen Anschluß und nur selten Konnubium mit den Yankees. Die von lokalen Historikern im Tone bornierter Überlegenheit geschriebenen Geschichten der verschiedenen Bezirke und Städtchen strotzen von überheblichen Bemerkungen über die Schmutzigkeit und Unbekümmertheit der französischen Kanadier, über ihre Häuser, in denen es beständig nach Zwiebeln röche. Dieser Teil der Einwanderer hat sicher keine Änderung in dem Blut und Leben der Ureinwohner hervorzurufen verstanden. Wie die französischen Kanadier in Kanada selbst sich abgesondert halten, so auch hier. Und ebenso wenig bis jetzt die Einwanderer, die seit den letzten zehn Jahren in verstärkter Zahl aus Italien, Rußland, Spanien, Polen kommen. Sie gehen nach den wenigen Orten, wo es Industrie und Steinbrüche gibt, heiraten untereinander und machen durch ihren großen Kinderreichtum nicht nur den Rückgang an Menschenzahl wieder wett, der durch Abwanderung und Unfruchtbarkeit der Ureinwohner entstehen würde ohne sie, sondern ihnen verdankt Vermont seinen gesamten Zuwachs an Menschen.

Das ist der Zug der Entwicklung bis jetzt gewesen. Nur im letzten Jahrzehnt macht sich auch hier eine etwas größere Einwanderung bemerkbar, die aber im Vergleich zu der der anderen Neu-England-Staaten sehr unbedeutend ist.

Dieses Vermont nun, verschieden durch Lage von den übrigen Neu-England-Staaten, durch Zusammensetzung seiner Bevölkerung nicht nur von diesen, sondern, mit Ausnahme seiner süd- und südwestlichen „schwarzen" Staaten, von der gesamten Union verschieden, hat auch eine etwas anders geartete Geschichte.

Die ersten Ansiedler kamen nach Plymouth und Boston in den Jahren 1620—1630. 1630 waren sie bereits bis Springfield, 105 km landeinwärts vorgedrungen. Während der Republik unter Cromwell und später unter den Oraniern war der Strom aus dem Mutterlande von Engländern, die sich in der neuen Welt eine neue Heimat suchen wollten, sehr viel schwächer. Das ganze 18 Jahrhundert war eine Reihe von Kämpfen zwischen den Engländern, Kolonisten und den ihnen verbündeten Indianern einerseits, und den Franzosen und deren Indianerfreunden andererseits. Der Connecticutfluß, der Champlainsee und das Land dazwischen, das heutige Vermont, waren der Schauplatz und die Heerstraße der äußerst blutigen Kämpfe, die hier, fern von Europa, ein Spiegelbild der dynastischen Kämpfe der Mutterländer waren. Der Spanische Erbfolgekrieg, der Siebenjährige Krieg wurden auch hier entschieden. 1724 wurde die erste Ansiedlung auf Vermonter Boden gemacht. Es war aber nur ein militärischer Posten der Engländer. Dauernde Ansiedlungen zum Zwecke der Bebauung des Landes gab es nicht eher, als bis 1763 durch den Genter Frieden Kanada an England fiel und dadurch die Gebiete der Grünen Berge gesichert waren von Überfällen der Franzosen und Indianer. Sofort begann ein schnelles Einströmen von Ansiedlern aus den älteren Neu-England-Staaten. Die ersten Ansiedler hatten keine Industrie. Alles wurde auf den Farmen selbst gemacht. Bei den kinderreichen Familien wurde es daher notwendig, für die heranwachsenden Söhne weiterzuwandern, sich selbst eine Farm zu gründen. Besonders da der Boden der alten Staaten sehr wenig ertragreich war. Viele der Amerikaner, die im englischen Heer gegen Frankreich



gekämpft hatten, hatten Vermont und seine fruchtbaren Täler kennen gelernt auf ihren Kriegszügen und kamen nun, um sich anzusiedeln. Sie waren bereits verschieden von den ersten Ansiedlern, die von England herüber gekommen waren. Sie waren zwar Söhne und Enkel der Männer, die Boston und die ersten Ansiedlungen gegründet hatten; sie wußten aber bereits besser mit dem Pflug und der Axt umzugehen als jene, die aus den freien Berufen und aus den wohlhabenden Bürgerkreisen und Handwerkerklassen des Mutterlandes herübergekommen waren. Vermont wurde nicht begründet, weil Leute hier ihrer Religion ruhig und in gemeinsamer Vertiefung leben wollten. Zwar kamen auch solche, aber doch nur in der Minderheit. Die Mehrzahl kam aus wirtschaftlichen Gründen. Sie hatten nichts zu verlieren, sondern alles zu gewinnen. Viele flohen vor der Last der Schulden, die der Krieg gegen die Franzosen und später der Unabhängigkeitskrieg auf sie gehäuft hatte. Sie kamen einzeln, diese ersten Ansiedler. Sie kauften einzeln ein Gebiet Landes von dem königlichen Gouverneur von New Hampshire, der auf Grund eines königlichen Freibriefes durch den Verkauf dieser Ländereien sich selbst einen guten Gewinn sicherte. Mit einem modernen Ausdruck würde man diese ersten Ansiedler als Terrainspekulanten bezeichnen. Sie kauften Land und verkauften es wieder an andere. Kaum hatten genug Menschen von den Gebieten am Connecticut und in den Seitentälern der Grünen Berge sich niedergelassen, um dem ganzen das Ansehen einer dauernden Ansiedlung zu geben, da entdeckte der Gouverneur von New York, daß das Gebiet der Grünen Berge nicht unter die Jurisdiktion von New Hampshire, sondern unter sein Machtgebiet falle. Die Ansiedler wandten sich 1764 nach England um einen Entscheid. Er fiel willkürlich genug aus, entgegen früheren Entscheiden: das Land solle zu New York gerechnet werden. Den Ansiedlern war es im Grunde genommen sehr gleichgültig, ob sie zu New York gerechnet werden sollten oder zu New Hampshire. Als jedoch der New Yorker Gouverneur von ihnen eine erneute Bezahlung ihrer Landanteile verlangte, da entdeckten sie das vielgerühmte Vermonter Unabhängigkeitsgefühl. Sie wehrten sich, indem sie Katasterbeamten der New Yorker Regierung die Instrumente zerbrachen, sie verhauten, sobald sie kamen, um ihres Amtes zu walten. Es wehrte sich jeder auf seine Faust. Man rottete sich zusammen, sobald ein größerer Haufen New Yorker kam, um die Rechte der Regierung durchzusetzen. Aus den Geschichtsschreibungen gewinnt man mehr den Eindruck als ob die Vermonter diese Art von Kleinkrieg geliebt hätten; — da die öffentliche Meinung der Bevölkerung der an Vermont grenzenden Teile New Yorks für die Vermonter waren, so geschah es öfters, daß die die Legalität vertretenden New Yorker sich weigerten, gegen die, ihr gutes Recht verteidigenden, Vermonter vorzugehen; — jedenfalls aber stärkte es sehr ihr Selbstbewußtsein und ihren Unabhängigkeitssinn. Sie organisierten sich zu einer Truppe, die sich Green Mountain Boys nannte.

Bald aber ging dieser Separatkrieg unter in dem großen Krieg Amerikas für seine Unabhängigkeit. Vermont, trotzdem es zu keiner der Kolonien gehörte, focht auf ihrer Seite, zeichnete sich durch Tapferkeit und Schnelligkeit im Handeln so sehr aus, daß Washington um die Hilfe der Green Mountain Boys bat.

Die inneren Zustände in dem regierungslosen Lande aber wurden so unhaltbar, daß die Vermonter beschlossen, um Aufnahme in die Union zu bitten,



als selbständiger Staat natürlich. Der Continental Congress aber, kontrolliert von den New Yorker Landspekulanten, zögerte seinen Entscheid in einer so zweideutigen Weise hin, daß nach mehrfachen vergeblichen Versuchen um Gehör, Vermont 1778 sich als selbständige Republik erklärte. Die Aussichten für den Sieg der Union waren gerade damals gering. Mit Meisterhaftigkeit benutzten die Farmer Vermonts die prekäre Situation zu diplomatischen Verhandlungen mit den Briten, die sie durch drei Jahre hinzuhalten wußten mit Versprechungen ihres Übertritts zu England. Sie hatten ihren redlichen Teil getan für die Sache der Unabhängigkeit und hatten als Dank von dem Continental Congress nichts als Hinterhaltigkeit geerntet. Endlich kam der Friede. Amerika war unabhängig. Auf den unfähigen Continental Congress folgte der Congress of the Confederation, der endlich eine festere Regierung brachte. Vermont stand bei Seite und beobachtete. Da es nicht zur Union gehörte, brauchte es auch keinen Teil der Schuldenlast zu tragen, die die dreizehn konföderierten Staaten drückte. Die hierdurch ermöglichte, verhältnismäßig günstige Steuerpolitik zusammen mit einer klugen Gesetzgebung zog Ansiedler aus den anderen Staaten in großer Anzahl ins Land. Endlich 1791 bat Vermont um Aufnahme in die Union, die diesmal gewährt wurde.

Von nun an teilt Vermont alle Einflüsse, die die allgemeine Geschichte der Vereinigten Staaten brachte. Es trat ein in den Bund mit einer eigenen Physiognomie. Die übrigen Neu-England-Staaten hatten eine ununterbrochene, friedliche Entwicklung gehabt; ein ruhiger Bürger glich dem anderen. Die Vorväter waren herübergekommen mit dem Willen, in Amerika ihren besonderen Standard kirchlichen und staatlichen Lebens festzuhalten und zu entwickeln.

Ihre Nachkommen, die nach Vermont zogen, hatten denselben Drang nach staatlicher Betätigung. Sie waren Individualisten geworden durch die Eigentümlichkeit ihrer frühesten Entwicklung. Ihre kirchlichen Anschauungen brachten sie mit; und da sie fast ausschließlich mit wirtschaftlichen Bestrebungen beschäftigt waren und ein großer Teil ihres übrigen Interesses durch ihre politischen Kämpfe ausgefüllt war, so ist anzunehmen, daß ihre religiösen Bedürfnisse weder besonders lebhaft noch besonders stumpf waren. Sie brachten die religiösen Ideen aus Massachusetts und Connecticut mit und wurden durch die zahlreich Nachkommenden aus denselben Gegenden mit all den religiösen Bewegungen bekannt gemacht, die die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts und den Anfang des 19. Jahrhunderts erfüllten. Und in der Tat hören wir auch in Vermont von aufflammender Religiosität, die den „Re-awakening-sermons" folgten, wo die erregten Gläubigen tagelang im Gebet beisammen waren, wo sie beinahe unter dem Bewußtsein ihrer Sündenlast zusammenbrachen. Die Ansiedler organisierten als erstes Kirchen. Daß es nur sehr wenige Kirchen liberaler Richtung gab — von denen die eine sich nur kurze Zeit hielt und die Gemeinde ihren Prediger zur Flucht zwang und drohte, ihn, in Federn und Teer gerollt, zu verbrennen, als sie entdeckte, daß er ein Tory sei —, braucht nicht wunderzunehmen. Die freiere Geistesrichtung am Ende des 18. Jahrhunderts machte sich in Amerika nur auf politischem Gebiete bemerkbar. Naturrecht war hier das Schlagwort. Auf kirchlichem Gebiete blieb man beim alten. Die größere Freiheit zeigte sich vielleicht darin, daß man Sonntags nur zweimal, nicht dreimal zur Kirche ging. Dieselbe Eigenschaft, nichts übereilt zu tun, den richtigen Moment zum Handeln und Zu-



schlagen, aber auch zum vorsichtigen Beiseitetreten zu erfassen, den die Vermonter in ihrer Politik gezeigt hatten, leitete sie auch in ihren kirchlichen Entscheidungen. Es wird von einem der ersten Ansiedler berichtet, der eine township gekauft hatte, daß er neuangekommene Siedler über Nacht bei sich behielt, auf kluge Weise herausfand, welcher Kirche sie angehörten und sie dementsprechend verteilte. Er wollte eine Zersplitterung vermeiden.

So trat dieser junge Staat in die Union, politisch äußerst aktiv, bewegt; jeder einzelne Vermonter von höchst persönlicher Kraft zur Initiative und Selbsthilfe, alle zusammen erfüllt von dem Bewußtsien, ihre geachtete Stellung in der Union der Kraft, Ausdauer und Klugheit der Gesamtheit zu verdanken; religiös wach und rege wie die älteren Staaten auch; wirtschaftlich auf dem Wege zum Aufschwung, im Besitz fruchtbarer Felder, zahlreicher Herden, unendlicher Wälder, einer wachsenden, kräftigen, energischen Bevölkerung angelsächsischen Ursprungs.

Was Vermont vor den anderen älteren Staaten von Anfang an auszeichnet, war die geringere Seßhaftigkeit seiner Bevölkerung. Bereits 1795 zogen viele Vermonter nach New York, wo die Regierung große Strecken Landes verkaufte. Überall, wo ein Vermonter neuen, ungebrochenen Boden fand, da zog er hin und verließ ohne Bedenken seine soeben erst begründete Heimstätte. So zogen sie vom Süden Vermonts nach dem Norden. So zogen sie, noch bevor der Erie-Kanal den leichten Zugang zu dem mittleren Westen eröffnete, in Planwagen über das Gebirge in das Ohiotal. Auch die Feindseligkeiten der Indianer, die nach der Revolution Freunde Britanniens und Feinde Amerikas geworden waren, hinderte sie nicht daran. Die Bevölkerung nahm schnell zu bis zum Kriege gegen England im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts; weniger schnell von 1815 bis 1830, wo eine Lungenseuche und die wieder beginnende Westwanderung viele Vermonter tötete und fortlockte. Den Höhepunkt an Wohlstand, Vitalität und Bevölkerungszahl erlangte der Staat um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Er hatte damals über 300 000 Einwohner, jetzt hat er nur 50 000 mehr.

Dann kam die Entdeckung des pazifischen Westens mit seinen Goldfeldern. Es waren nicht die besten Leute, welche auszogen, um in jeden unbekannten Ländern schnelles Glück zu machen. Die besten Leute hatten im eigenen Lande ihr Glück im Wohlstand und in den regen Anfängen einer selbständigen Kultur gefunden.

Es kam der furchtbare Bürgerkrieg. Vermont schickte verhältnismäßig mehr Männer in den Krieg als alle anderen Staaten mit gleicher Bevölkerungszahl. Es verlor auch mehr. 32 000 seiner Männer gingen in den Krieg; über 5000 starben im Felde oder an ihren Wunden, relativ eine größere Anzahl zur waffenfähigen Mannschaft als in irgendeinem anderen der nördlichen Staaten. Nach beendetem Krieg nahmen viele der entlassenen Soldaten Besitz von ihrem Anrecht auf einen Landteil im Westen, den die Bundesregierung jedem Soldaten des Bürgerkrieges schenkte.

Zwei große Einschnitte gibt es in der Entwicklung Vermonts: der eine politischer Natur: der Eintritt in die Union; der andere wirtschaftlicher Natur: der Civil War und die Neuerungen, die er brachte.

Die großen transkontinentalen Eisenbahnen waren fertig geworden nach dem Bürgerkrieg. Der Weizen, die landwirtschaftlichen Produkte des Westens, überschwemmten den Markt. Hatte schon die Eröffnung des Erie-Kanals

1825 den Export des bis dahin weizenausführenden Vermonts unrentabel gemacht, so machten die Eisenbahnen mit ihrer Eröffnung des Westens vollends jeden Weizenbau überflüssig. Die Regierung mit ihren gewaltigen Ankäufen von Getreide, Fellen und vielen anderen landwirtschaftlichen Produkten für die Soldaten während der vier Jahre des Krieges hatte nicht nur mit eins der bis dahin noch vielfach vorhandenen Tauschwirtschaft ein Ende gemacht durch ihre Barzahlungen; sie hatte auch durch die massenhafte Ausgabe ihrer Noten, der berüchtigten Greenbacks, alle Preise zu nie dagewesener Höhe getrieben und die Taschen der Farmer mit Geld gefüllt. Während des Krieges hatten die Vermonter Farmer, dem Zuge der Zeit folgend, Land zum Weizen- und Maisbau herangezogen, das seiner Natur nach nicht dazu geeignet war. Mit dem massenhaft hereinströmenden Gelde verminderten Wertes zahlten sie ihre Hypotheken ab und kauften Land dazu. Nach dem Kriege kam der Krach: sie saßen da mit zu viel Land, das in dem Maße wie früher anzubauen nicht lohnte, mit stagnierender Bevölkerung; mit den billigeren Produkten des goldenen Westens vor der Türe; mit den Anfängen einer Industrie, vor allem Wollstoffindustrie aus heimischer Wolle, welche die Kraft ihrer Flüsse ins Leben gerufen hatte, welche jetzt durch die Konkurrenz der billigeren australischen Wolle und die aggressivere Unternehmungslust der Fabrikanten von Massachusetts, Rhode Island, Connecticut mit ihrem billigen Seetransport von Kohle getötet wurde.

Alles dies geschah vor 45 Jahren.

Nach dem Kriege aber begann die ungeheure Einwanderung, begann das Zusammenballen dieser Menschenmassen in einigen großen Industriezentren des Ostens, vor allem Neu-Englands, in Rhode Island und Massachusetts. Nach Vermont kamen nur wenige. Die, welche sich auf eigener Scholle ansiedeln wollten, gingen nach dem Westen.

Die Aussichten für diesen landwirtschaftlichen Staat Neu-Englands besserten sich, je größer die Industrialisierung der Küstenstaaten wurde. Boston, New York und die vielen Industrieplätze waren gewaltige Konsumenten für Meiereiprodukte, Gemüse, Früchte, Äpfel, für alle landwirtschaftlichen Produkte erster Qualität, die den weiten Transport vom Westen nicht ertragen können ohne an Qualität zu verlieren. Zwar Schafe der Wolle wegen zu ziehen, lohnt nicht mehr; Schafe des Fleisches wegen zu ziehen, würde lohnen, nachdem das amerikanische Volk es nicht mehr für „unanständig" hält, Hammelfleisch zu essen, was es bis dahin infolge einer Idiosynkrasie nicht tat. Vermont ist ein ausgezeichnetes Land zum Apfelbau. Es erzeugt Äpfel besserer Qualität als Oregon, woher in fünf Tage langem Transport von der anderen Seite des Kontinentes her Äpfel nach Boston, New York und Philadelphia kommen. Vermont könnte Erdbeeren, Himbeeren, Spargel, alle Qualitätsfrüchte und Gemüse auf eigenem Boden ziehen. Statt dessen wird ein großer Teil des Bedarfs durch Import gedeckt. Geflügelzucht wäre ein vorzüglich ertragreiches Gebiet. Auf dem fruchtbaren Boden der mittleren Höhen und der Täler könnten zwei und mehr Tonnen Heu pro Acre erzeugt werden. Eine Tonne ist der bisherige Ertrag. Die Reports of the Agricultural Board of the State of Vermont, die 1872 begannen und alle zwei Jahre erscheinen, sind angefüllt während der ganzen Zeit mit Klagen über die schlechte Bewirtschaftung, Ermahnungen, Beispielen der anderen, westlichen Staaten, Vorschlägen. Geht man diese Berichte durch, so könnte man häufig glauben,



die Zeiten seien stillgestanden. Es ist, wie Professor Hills, Dekan der Staatsuniversität von Vermont, am Anfang einer Rede sagt: „Ein erfolgreicher Farmer, der aus dem Westen eingewandert war, sagte mir: Seit 150 Jahren melken die Vermonter ihre Kühe, sie sehen nicht, ob es gute oder schlechte Kühe sind, und sie werden sie in weiteren 150 Jahren noch melken."

Das Land ist so billig, 2—5 Dollar pro Acre, gegenüber 75—250 Dollar im mittleren Westen, daß die Gebäude den höheren Wert repräsentieren. Die Bevölkerung gerade in rein landwirtschaftlichen Kreisen hat abgenommen; nur die zehn größeren Städte über 5000 Einwohner haben zugenommen und das zu einem großen Teile infolge der Industrialisierung der Granit- und Marmorbrüche, die die Einwanderung herbeizog. Diesen Zug vom Lande zur Stadt teilt Vermont mit allen landwirtschaftlichen Staaten der Union Was aber bedenklicher ist, ist die geringe Fruchtbarkeit der Urbevölkerung, wie sie schon oben berührt worden ist; die zwar nicht absolut aber relativ zu anderen Staaten zunehmende Anzahl der Wahnsinnigen, von denen ein hoher Prozentsatz infolge von Trunksucht, Degeneriertheit, Genuß von Narkotika, geschlechtlicher Anormalität in Wahnsinn verfallen ist. Die Berichte der zwei staatlichen Irrenanstalten geben leider keine Statistiken über die Heimatsorte der Kranken, Soviel aber war möglich, zu ersehen, daß die landwirtschaftlichen Distrikte mit vorwiegender Urbevölkerung die größte und zwar eine steigende Anzahl von Kranken einliefern, und, wie die Berichte des 61. Kongresses (1910—1912), 3. Session, Senate Documents, zeigen, entfallen auf die Einwanderer nicht mehr als der ihnen gebührende Prozentsatz an Wahnsinnigen. Die Berichte der Trustees meinen zwar, es kämen deshalb so viel mehr Wahnsinnige aus ländlichen Bezirken, weil hier es schneller auffiele, wenn ein Mitglied krank sei, während in den Städten es nicht so auffiele. Das Umgekehrte wird wohl aber das Richtige sein. Der Familienstolz, die Scham, ein Mitglied als wahnsinnig in einer Anstalt zu wissen, ist gerade für die Einheimischen etwas, das nur im äußersten Notfall ertragen wird. Die Formalitäten, durch die ein Wahnsinniger vor dem Probate Court gehen muß, sind außerdem, trotz jüngster Erleichterung, so unangenehm und indiskret, daß anzunehmen ist, daß manch ein Wahnsinniger zu Hause auf der Farm lieber gehalten, als hinunter in die Stadt zur Prüfung und Aufnahme in die Anstalt geschickt wird. Die Anzahl der Idioten und Imbezillen in den entfernter liegenden Tälern mag auch nicht gering sein.

Woher kommt es nun, daß ein Staat, der vor fünfzig Jahren seine Blütezeit hatte, der voller Stolz viele Regimenter der besten Soldaten in den Krieg sandte; daß dieser Staat, der seine Bevölkerung im Besitz der edelsten Eigenschaften: persönlicher Initiative, Mut, Freiheitssinn, Unternehmungslust, Opferwilligkeit, Klugheit zeigte, in der kurzen Spanne Zeit von 45 Jahren so weit heruntergekommen ist, daß Lincoln Steffens, ein soziologischer Schriftsteller, von ihm sagen kann: „Connecticut und Vermont haben ganz den Anschein, als ob sie politisch und sozial tot seien. Die Demokratie, die sie haben, ist ohne jede Vitalität. Sie haben überhaupt kaum eine Vitalität. Degeneriertheit herrscht dort; nicht nur politische, moralische und geistige, auch physische."

Ein Aufenthalt von sechs Monaten in einem typisch landwirtschaftlichen Bezirk des Staates; unausgesetzte Beobachtung und Verkehr mit allen Klassen seiner Gesellschaft haben mir die Überzeugung gegeben, daß die Ursachen dieses schnellen Versinkens zwei Wurzeln haben: die eine ist die Religion,





die hier herrscht, der Puritanismus oder besser, die Folgen, die seine harten und unmenschlichen Dogmen auf die Bevölkerung gehabt haben. Die andere ist der schrankenlose Individualismus politisch-ökonomischer Art, geboren im 18. Jahrhundert, der hier noch ungebrochen, unbeeinflußt von moderneren Strömungen herrscht.

In krude Worte impressionistische Beobachtungen, aufgefangene Blicke und Gebärden, zusammen mit Tatsachen zu bringen, ist sehr schwierig. Und um diese zwei Ursachen der in Vermont herrschenden Übel aufzudecken, haben mir mindestens ebenso sehr Impressionen, Ahnungen geholfen wie beweisbare Tatsachen.

Was einem Europäer sogleich am Amerikaner auffällt, ist sein klarer, naiver, sachlicher Blick; sein fröhliches Gewährenlassen und Mitgenießen bei jeder kleinsten Veranlassung zur Heiterkeit. Es ist die Heiterkeit eines kindlichen und leicht befriedigten Menschen, der rasch reagiert.

In Vermont wird man unter den Leuten der Scholle nichts derartiges merken. Sie haben nichts von dieser angenehmen Eigenschaft ihrer übrigen Landsleute; nichts von jener Dumpfheit und Schwere, die unsere Bauern durch den intimen Verkehr mit ihren Tieren, mit der Erde und ihren Gewächsen eingesogen haben. Sie haben nichts von dem, was die pretiöse, reisende Welt der Amerikaner als quaint and local color an unseren trachtentragenden Bauern so sentimentalisch liebt.

Ein Vermonter Farmer schaut aus wie ein nervöser, ewig gehetzter, magerer Stadtmensch. Die Frauen sind magere, häßliche, geschlechtslose Figuren. Die Kinder, mit geringen Ausnahmen, schwächlich und peinlich altklug. Im Vorbeifahren auf ihren Schlitten oder leichten Wägelchen, die in nichts an die soliden Gefährte unserer Bauern erinnern, sondern mehr wie Rennwagen aussehen, begegnet dem Spaziergänger kein freundlicher Blick. Der Ausdruck gelben Ärgers, flacher Grübelei scheint festgewachsen auf ihren glattrasierten Sektierergesichtern. Es scheint, als ob sie nie einen Mitmenschen in seiner Ganzheit mit Sympathie umfaßten. Ihr Nervensystem scheint irgendwo leck zu sein. Rationalistisch beantworten sie Fragen nach dem Wege; alles können sie auf Dollar und Cents werten; sie reden von ihren Kühen und Pferden; von ihren Apfelbäumen und Feldern als von Produktionsfaktoren. Sie bewerten sie nach ihrem Ertragswert. Sie haben nichts von der Saftigkeit, Derbheit und Klangfülle des täglichen Daseins, was unsere Bauern zu Bestandteilen ihres Bodens macht. Auf Fragen antworten sie nie direkt, auch da nicht, wo Hinterlist und Ränke garnicht nottun. Ideen ohne Sonne scheinen ihre Gedankenwelt zu erfüllen. Sie scheinen Stadtmenschen, Kaufleute zu sein, die ein feindliches Geschick hinter den Pflug gestellt hat. Sie arbeiten mit nervöser Hast hintereinander viele Stunden bis in die Nacht hinein, um dann nichts zu tun, im Schaukelstuhl zu sitzen und Zeitschriften zu lesen. Im ersten Report des State Board of Agriculture 1872 kann man lesen, was das Lebensziel eines Farmers ist: „Der Hauptantrieb im Leben eines Farmers unseres Staates war und wird sein der Wunsch, den komplizierten Zustand zu genießen, den wir Zivilisation nennen. Der Farmer will für sich Geselligkeit, Bildung, Berührung mit vielen und verschiedenartigen Menschen. Dieses alles zu genießen ist das Ziel, für welches er lebt."

Der Umgang mit der Erde und ihren Geschöpfen, die Abhängigkeit von den Elementen scheint diesen Menschen keine Sinnlichkeit gegeben zu haben.



Sollte die Ursache teilweise darin liegen, daß diesen Menschen und ihren Vorfahren ihre Religion jede Unbefangenheit, jede Kontemplation verdammte, nur Handlung von ihnen verlangte? Kreaturvergötterung nannte der Kalvinismus die unschuldige, alles umfassende Liebe zu allem Lebenden. Das, was um ihn lebt, sind nur Objekte, an denen der Auserwählte durch erfolgreiche Bewirtschaftung erweisen kann, daß Gott in ihm „wirke". Um dieses besser tun zu können, soll der Mensch an nichts sein Herz hängen, selbst seinem Freunde soll er mißtrauen.

Es ist dies eine Religion für Kaufleute und Stadtmenschen, von einem Professor und Stadtmenschen erdacht; von englischen Kaufleuten und Handwerkern auf amerikanischen Boden gebracht. Diese Religion hat Großes gewirkt unter den Kaufleuten Amerikas und allen industriellen Klassen. Sie hatte noch keinen Schaden, der deutlich bemerkbar war, außer vielleicht in der Rastlosigkeit ihrer Bekenner angerichtet, so lange die stets erneuten Erregungen der Kämpfe gegen die Indianer und die Wildnis das Blut dieser Menschen in Erregung erhielt; so lange es keine ausschließliche Landwirtschaft gab, sondern jede Familie für sich nicht nur den Boden bestellte, sondern auch sämtliche jetzigen Fabrikwaren herstellte. Sobald aber eine Trennung von Landwirtschaft und Industrie eintrat, mußte diese Religion mit ihrer Entwertungslehre alles Lebendigen, ihrer Verdammung alles Sinnlichen zum Schlechten ausschlagen für diejenigen ihrer Bekenner, die die Erde bestellen mußten. Denn das bedeutet ruhige Liebe zu dem, was der Kalvinismus „inanimated objects" nennt. Und das ist etwas, was der Vollblutyankee nicht kennt, der nie aus dem Zirkel der alten Dogmen und Anschauungen herausgekommen ist. Ist es nicht symptomatisch, daß Deutsche und Engländer und Schotten Gärtner in Amerika sind? Daß die schmutzigen und verachteten Polen und Italiener erst den Yankees in Connecticut zeigen mußten, daß es möglich sei, auch dort erfolgreich den Boden zu bestellen?

Bei der großen Bedeutung, die die Religion im Leben der Urbevölkerung Amerikas einnahm und trotz allem, was dagegen gesagt wird, noch einnimmt, ist es klar, was es bedeuten mußte, daß diese Religion auf einer Basis steht und Lehren ausgibt, deren Natur in direktem Gegensatz zur Natur und Notdurft des Landmannes steht. Gegenüber dieser Bedeutung scheint mir die zweite Wurzel zur Erklärung des Niederganges Vermonts nur etwas Sekundäres. Und zwar deshalb, weil es veränderlich ist, anpassungsfähig an die augenblicklich herrschenden Formen des politischen und ökonomischen Daseins, wurzelnd nicht ausschließlich im Gefühl, sondern im Gefühl und Intellekt: der extreme Individualismus in politischen und ökonomischen Dingen, den die Vermonter Bevölkerung zu ihrem großen Schaden als Führerin in politischen und ökonomischen Entscheidungen noch immer hat. Wir haben gesehen, wie die populären Lehren des 18. Jahrhunderts von Naturrecht und Selbstbestimmungsrecht durch die eigentümliche Geschichte Vermonts nur noch bestätigt wurde. Als dann die republikanische Partei mit ihren Schutzzöllen kam, da machte Vermont mit, teils, weil die Väter bereits Republikaner gewesen waren — ein Argument, das bei gedankenlosen Sentimentalisten immer alle Überlegungen über den Haufen wirft —, teils weil Vermont auf seine Rechnung kam dabei, solange es noch einen großen Teil seiner nichtlandwirtschaftlichen Produkte im eigenen Hause herstellte und sogar durch seine Schafzucht interessiert an hohen Schutzzöllen war. Noch höhere Wollzölle

jedoch konnten, nachdem die australische Wolle auf den Markt kam, Vermonts Schafzucht nicht mehr retten. Die wirtschaftliche Situation änderte sich von Grund aus. Vermont muß den größten Teil der von ihm benötigten Industriewaren einführen; es wäre also an niederen Zöllen interessiert, weil dadurch die Preise auch niedriger würden. Es wählt aber weiter für die republikanische Partei, wählte bei den letzten Wahlen noch Taft und nicht Wilson. Oder vielmehr, nicht das Volk wählte Taft, seine Repräsentanten taten es. Und diese stehen im Solde der Eisenbahnen, der Boston- und Maine-Eisenbahngesellschaft und der Central Vermont-Eisenbahngesellschaft. Diese Gesellschaft ist es, die es auf jede Weise verhindern will, daß elektrische Zweigbahnen unter Ausnutzung der natürlichen Wasserkräfte das Land zugänglich machen. Sie machen es einfach unmöglich, bis jetzt wenigstens. Das Volk aber duldet es Vielleicht spielt seine kalvinistisch-puritanische Natur hierbei mit, die in ihrem ordentlich-trockenen Sinn die Führerschaft der ersten anerkennt. Und die ersten scheinen ihm bis jetzt die Reichen. Diese reichen Kapitalisten, die ihre Gelder außerhalb Vermonts in Industrien angelegt haben, wählen republikanisch.

Nach der Änderung der wirtschaftlichen Lage liegt die einzige Rettung Vermonts in der Spezialisierung von Qualitätsprodukten wie Butter, Äpfel, Gemüse usw. Um aber das Geringste in Amerika, dem Lande der Trusts und Zwischenhändler, auf irgendeinem Gebiet leisten zu können, bedarf es der Organisation der Produzenten.

In allen Ländern hat sich die Organisation der landwirtschaftlichen Produzenten als sehr schwer erwiesen. In Vermont auch. Zwar gibt es einige Assoziationen, deren älteste, die der Butter- und Milchproduzenten, sogar bereits 1872 gegründet wurde. Sie tut auch viel durch Verbreitung von Kenntnissen über Viehzucht, durch Organisierung von Vereinen zur Untersuchung von Kühen auf Tuberkulose. Sie hat es aber nicht zustande gebracht, die Meiereien auf kooperativer Basis einzurichten. Im Jahre 1912 waren von 229 Meiereien nur 29 kooperativ. Man hört, daß auch hier die Diener jener unsichtbaren Meister, der Trusts, tätig seien, durch Strohmänner eine Meierei nach der anderen aufzukaufen. Man spricht von der Standard Oil Company als demjenigen Trust, der in Vermont umgeht. Die Farmer fühlen sich machtlos. Aber anstatt sich zu organisieren und vereint diesen Feind aus dem Felde zu schlagen oder wenigstens zu verhindern, daß er sie weiter schwächt, mißtraut einer dem anderen und glaubt nicht an die Ehrlichkeit des anderen im Dienste einer gemeinsamen Sache. Es ist charakteristisch, daß die Farmer gut haben kooperieren können bei Errichtung eines Telephondienstes, wozu jeder seine eigene bestimmte Anzahl von Telephonstangen aufrichten mußte und im übrigen durch Ankauf von Aktien der kooperativen Gesellschaft für die übrigen Unkosten eintrat. Hier galt es, etwas zu tun, was dem gesellschaftlichen Leben zugute kam, was in dürren Ziffern ausgerechnet werden konnte. Demselben Nachbar, dem sie beim Heuen, Silofüllen, Baumfällen bereitwilligst helfen, demselben Nachbar würden sie nicht über den Weg trauen, wenn er Leiter einer kooperativen Meierei würde. Während im Westen die Farmer Einkaufsgenossenschaften haben, Verkaufsassoziationen eingerichtet haben wie die Western Fruit Growing Company, deren Orangen über die ganze Union hin an ihrer Papiermarke erkennbar sind; hier in Vermont gibt es das nicht. Die Folge ist, daß Aufkäufer kommen, von Farm zu Farm gehen



und die Produkte zu einem von ihnen allein bestimmten Preis aufkaufen und in die Stadt schicken, wo sie endlich, nachdem sie noch durch viele andere Hände gegangen sind, zu einem doppelten und dreifachen Preise auf dem Tisch des Konsumenten landen. Statt aber sich selbst zu tadeln, tadelt der Farmer die Stadtleute. Daß die Farmer untereinander durch Mitteilung des von jedem einzelnen erlangten Preises sich wenigstens auf diese Weise gegen die Zwischenhändler wehren könnten, der Gedanke kommt ihnen nicht. Eifersüchtig behält jeder seinen Preis für sich, in der Hoffnung, sein Nachbar werde einen noch schlechteren bekommen haben. In dem Agricultural Report 1906 sagt ein Farmer zu seinen Mitfarmern: „Je schneller wir die ererbte Yankeeeigenschaft überwinden, den anderen zu überlisten, um so besser für uns.“ An dieser Eigenschaft eben leiden sie, die dem feilschenden, unintelligenten Kaufmann eignet: hinterhältig zu sein und zu versuchen, den anderen hereinzulegen. Das geht wohl einige Zeit. Bald aber muß diese Eigenschaft sich gegen ihren Besitzer selbst wenden.

Will man es pointiert ausdrücken, so kann man sagen: Vermonts Farmer leiden an der Hypertrophie der Meinung, die sie von sich selbst haben. Es will keiner etwas vom andern lernen, weil jeder glaubt, er sei ebenso gut, wenn nicht besser — meistens dieses — als der andere. So stagniert diese Masse von Farmern. Jedes Argument, das gegen sie und ihre falsche Eigenbrödelei aufgebracht wird, schlagen sie tot mit der ewig wiederkehrenden Entgegnung: „Ja, wir sind so sehr unabhängig, wissen Sie.“

In allem zeigt sich diese Einbildung, nicht zum wenigsten auf dem Gebiet der Schule. Die Gründer dieses Staates glaubten an die Allmacht der Schule, an Erziehung und Bücher. Überall, wo diese Puritaner hinkamen, gründeten sie Schulen und Bibliotheken. 1794, sieben Jahre nach der Niederlassung der ersten Ansiedler, gab es bereits in Montpelier eine Bibliothek. Jetzt mußte der Gouverneur in seiner Botschaft an die beiden Häuser im Jahre 1912 sagen, daß Vermont 78 Prozent gänzlich unvorbereitete Lehrer habe, mehr als irgendein anderer Staat Neu-Englands.

Stolz der Selbstbehauptung, Verachtung für jede Servilität, Vertrauen auf die eigene Kraft — das wahrlich sind die Eigenschaften, die jedes Volk groß machen, die den alten Ansiedlern Amerikas ihre Kraft gegeben haben. Aber es gehört unausgesetzte Entwicklung zum Besseren dazu, um diese Unabhängigkeit gesund zu erhalten.

Die Ideen, die das neue Amerika bewegen und zu einer schöneren und wahrhaft demokratischen Zukunft führen sollen, sie entstehen nicht in Neu-England, dem ältesten Teil der Union. Die Zeiten des alten, schrankenlosen, anarchischen Individualismus auf politischem und ökonomischem Gebiet sind vorbei. Sind selbst in Amerika vorbei. Aber in Neu-England — das liegt in der Natur und dem Alter seiner Entwicklung — kleben sie am zähesten, sind sie am schwersten zu beseitigen.

Daß aber die Vitalität eines Volkes geschädigt werden muß durch eine Religion, die wie der Puritanismus Unfruchtbarkeit des Geistes, Abkehr von jeder freieren, feineren Sinnlichkeit und Sinnenfreudigkeit predigt, die die Engigkeit des Herzens, die selbstgerechte Intoleranz der Tugendhaftigkeit heranzüchtet, wie sie an den Leuten von Vermont zu bemerken ist, das sehen vorerst nur wenige Amerikaner.



Die amerikanische Frau



„Die Art europäischer Frauen Männern gegenüber ist: sich so zu benehmen, als ob die Männer schuldig wären, bis sie sich als unschuldig erweisen. Du brauchst nichts als deine amerikanischen Ideen umzukehren", so sagt in einem Roman von H. D. Howells ein englischer Aristokrat zu seiner jungen amerikanischen Nichte, die in Venedig ihn in seinem Hause besucht.

Wenn hier von Amerikanerinnen die Rede ist, so werden darunter nicht alle Frauen der Union gemeint; sondern nur jene, deren Voreltern bereits Amerikaner waren. Die überwiegende Mehrzahl ist ja noch mit einem Teil ihres Wesens in Galizien, Cicilien, Irland, Armenien, Rußland, Deutschland. Sie kann man also nicht als Amerikanerinnen ansehen.

Die Anmut, Natürlichkeit und Freiheit des Benehmens der Amerikanerin, die überall in Europa auffällt, erklärt sich aus jenen amerikanischen Ideen. Die Sicherheit, mit der die Amerikanerin sich bewegt, ist eine Folge ihres Selbstgefühls. Und dieses Selbstgefühl ist nicht das Ergebnis der Meinung oder des Urteils — beides in ihrer intellektuellen Bedeutung genommen — das die Frauen von sich haben. Es ist ein Verhalten, eine Stimmung. Es gibt auch jenen Amerikanerinnen, die nicht im Reichtum, Luxus und damit Unbekümmertheit leben, jene Leichtigkeit und Geschmeidigkeit, die sie zur Freude nicht nur der Männer machen. Es ist eben in der Tat die „Stellung der Frau", um dieses anrüchige Wort zu gebrauchen, die ihr dieses Selbstgefühl, diese Ungebrochenheit des Sichausdrückens gestattet. Die dummen und egoistischen Frauen profitieren gewiß von diesem allgemeinen hohen Kurs mehr als ihr eigener Kapitalwert es zulassen sollte. Und häufig ist die Rücksichtslosigkeit, mit der sie Beachtung und Fürsorge verlangen, unausstehlich und in ihren Folgen gefährlich. Aber selbst bei ihnen findet man Eitelkeit verhältnismäßig seltener als bei dummen Europäerinnen. Bei den klugen Mädchen und Frauen aber findet man eine Eitelkeit, die keine ist; die nur eine gesteigerte Freude an sich selbst ist. Diese warmblütigen Wesen haben ein vitales Selbstgefühl, das ihnen eine richtige und ruhige, nicht gefälschte Erkenntnis ihres Selbst gibt, ein Urteil über sich, das ein Einklang zwischen dem angeborenen Selbstgefühl und dem gereiften, bewußten ihrer Erfahrung ist. Sie mögen intellektuell sehr harmlos, ja, im europäischen Sinne ungebildet sein. Seelisch sind sie es nicht. Da sind sie selten naiv; haben wenig unreflektiertes Insichsein. Denn sie haben viel psychische Phantasie, viel halb intuitives halb bewußtes Erfassen des eigenen Wesens und das der anderen. Ihren eigenen Eindruckswert kennen sie gut, und das erklärt jene feine sichere Grazie, die man Stil nennen kann, die eigentlich nichts ist als die Gabe feiner und fein reagierender Nerven, und die bei den Amerikanerinnen so sehr verschieden ist von der der Frauen anderer Nationen, weil bei ihnen

keine konventionelle Strenge der Erziehung die eigentümliche Stilisierung der Anmut herangezogen hat, wie wir sie in Europa häufig sehen. Sie kennen genau die Macht, die eine Frau hat. Sie wissen, wodurch eine Frau alles, Feinheit, Kraft, Intelligenz, Rasse offenbart: dadurch, daß sie in jeder Situation so ist, wie diese es erfordert: ihre Hingabe ist nicht schnell und selbstvergessend; da sie bewußt ihres Wertes ist, um so süßer und leidenschaftlich. Sie glaubt nicht, mit ihrer Hingabe schon alles getan zu haben.

Die richtigen Amerikanerinnen sind alle vom Puritanismus berührt oder sind über diesen Puritanismus hinaus zu einem frohen und lebensvollen Heidentum gekommen. Und bei beiden ist jenes Selbstbewußtsein um einen Ton verfeinert, vertieft, vergeistigt. Der Puritanismus, jene von Gott verordnete stetige Selbstbeobachtung und Selbstkontrolle, die bei dem von Natur aktiven Manne soviel schreckliches Unheil, soviel seelische Verarmung dadurch angerichtet hat, daß er seine schöpferischen Triebe hemmt, wenn nicht zerstört; bei der Frau hat er — die nicht schöpferisch veranlagt ist — ein feines, abtastendes Lebensgefühl erzeugt. Bei ihnen wird man in diesem unseren Zeitalter der Lehre von Ursache und Wirkung, noch die Ansicht wirksam finden, daß die Ursache ihrer Leiden ihre eigene Sünde sei. So primitiv dies sein mag: es gibt ihnen eine seelische Tiefe und Stille, dieser Glaube des unmittelbaren Zusammenhanges zwischen sich und dem höheren Wesen und seiner Gerechtigkeit, die überaus wohltuend wirkt inmitten des heidnischen Rationalismus drüben, jener Aufgeklärtheit des gesunden Menschenverstandes, die nichts zu tun hat mit dem göttlichen Heidentum eines urkräftigen Optimismus, wie ihn die auserlesenen Neuamerikaner haben.

Dieses starke Selbstgefühl, das sich bei den klugen und feinen Frauen der nicht ganz neuen Gesellschaft zu einem reifen Selbstbewußtsein entwickelt, könnten sie nicht haben, wenn eine Frauenemanzipation nötig wäre, die Nietzsche aperçuhaft einen Sklavenaufstand genannt hat. Die amerikanischen Männer haben nicht das Bedürfnis zu imponieren und an den weiblichen Mitgliedern ihrer Familie ihr unterdrücktes Machtbedürfnis auszulassen. Nicht weil sie etwa weniger sinnlich oder sanfter als europäische Männer wären. Sondern weil der Lebenskampf, das ungehemmtere Erobern der Welt einer selbstgewählten Arbeit ihrem natürlichen Machtbedürfnis einen großen und stets neu zu verteidigenden Gegenstand gibt, jeder vor eine Aufgabe gestellt ist, und nicht in einer abhängigen Amtstellung sich einzuengen braucht. Die technisch-kapitalistische Wirtschaftsführung drüben hat nie eine kleinbürgerliche idyllische Ökonomik aufkommen lassen, sondern hat die Haushaltungsleistung von Anfang an sehr erleichtert, so daß der Typus der Hausfrau mit all' ihren Tugenden und Untugenden unbekannt geblieben ist. Vor allem aber hat die Entwickelung des Landes es mit sich gebracht, daß jedem Menschen seine Selbständigkeit gelassen wird, und selten von jemand Verständnis für etwas erwartet wird, was er als mögliches Erlebnis nicht in sich trägt. Dieses Einandergewährenlassen wird sicher vielen europäischen Männern nicht behagen. Sie werden für die Frau befürchten, daß es, zusammen mit dem ausgeprägten Rationalismus der Lebensansichten, seelen- und gemützerstörend wirken, sie unfähig zur Hingabe machen könne. Und für sich, daß ihr Herrscherrecht leiden könne. Aber wenn irgendwo, so gilt es wohl hier: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Nun, die amerikanischen Kinder sind — bei allem Wissen um ihre Ungezogenheiten sei es gesagt, vielleicht gerade

deshalb — sehr lebendige, phantasievolle, robuste Schößlinge ihrer Eltern. Und was die amerikanischen Männer betrifft, so kann diesen Erobern eines Weltteils niemand Mangel an Männlichkeit nachsagen. Es ist nötig, die Menschen drüben anders anzusehen, mit anderem Maßstab zu messen als im erotisch verseuchten, sentimentalisierten Europa. Von den Seelenkräften ist bei den Amerikanern der Wille besonders stark ausgebildet; er ist intensiv, beweglich, intelligent, also auch bei den Frauen mehr als bei ihren europäischen Schwestern. Daher kommt es selten vor, daß sie einen Zustand, der sie und andere schädigt, in passiver Hingabe ertragen. Daher sind sie selten sentimental, d. h.: sie hüten Gefühle nicht in einer pflegenden Weise, sie dabei zugleich gewissermaßen im Spiegel erlebend. Sie haben kein Talent zu unglücklicher Liebe, d. h. ihr Selbsterhaltungstrieb, ihr positives Lebensgefühl macht es ihnen schwer, einem Gefühl, dem sie aus irgendeinem Grunde haben entsagen müssen, schützend und hütend ewig in sich glimmen zu lassen. Es wird ihnen ein Erlebnis durch die Fülle der Kraft, die ihnen aus der seelischen Erschütterung zuströmt. Die Menschen drüben sind wach, beweglich. Sie gewinnen dem Leben gern neue Seiten ab und halten es für selbstverständlich, daß ihre Frauen das auch tun; daß Gleichberechtigung in bezug auf die freie Gestaltung des eigenen Lebens bestehe. Eine größere psychologische Reserve der Ehe ist eine weitere Folge dieser Lebensauffassung — eine Weisheit und Ökonomie in der Verwaltung der Gefühle, gegen die auch die großen Ehescheidungsziffern nicht sprechen.

Da das Leben drüben weniger schwierig ist, die Denkart primitiver, die Menschen noch nicht so zerrissen und kompliziert sind wie die Westeuropäer, so ist auch ihre Sinnlichkeit weniger erregbar und begehrlich. Das Gebiet der Erotik spielt — trotz Flirt, den Bourget die Sünde der anständigen Frau nennt und als das wäßrige Aquarell auf der Palette der Liebe verhöhnt — keine solch' vordringende, alles durchdringende Rolle wie in Europa. Eine Sinnlichkeit scheint zu entstehen, die seltener losgelöst von jeder seelischen Beteiligung ist und sein darf. Es kann geschehen, daß kluge, wohlerzogene, durchaus zurückhaltende Mädchen nicht mehr allerjugendlichsten Alters auf die Boulevards gehen wollen, wenn sie in Paris sind, um Erlebnisse zu haben, — nicht etwa weil sie häßlich neugierigen Sinnes sind, wie ihre entsetzten, wissenden, europäischen Pensionsmitgäste weiblichen Geschlechts es meinen, sondern weil sie so gänzlich reiner Phantasie sind. Die Frau war im rauhen Grenzerleben der amerikanischen Entwicklung tatsächlich dem Schutze des Mannes anheim gegeben. Sie tat dies mit ruhigem Vertrauen, und dies gab ihrer Schutzlosigkeit etwas wie eine mystische Weihe. So wurde der Amerikaner ritterlich und zeigt noch jetzt — so tief drangen diese Gefühle in sein Blut — eine Dienstbereitschaft, die an die Troubadourzeit erinnert. Nur daß seine Frauenverehrung in ihren tiefsten Wurzeln frei von Einflüssen erotischer Extase geblieben ist, da sie nicht aus Spielerei, sondern aus harter Notwendigkeit entstanden ist: aus der Not, die Frau zu schützen, und aus dem Stolze, dies zu können. So versucht er noch jetzt die Frau vor allem zu schützen, was rauh und plötzlich im Leben ist und hat die Ansicht, daß der Charakter keines Mannes gefestigt sei, bevor er nicht an dem der geliebten Frau geprüft worden ist. Man sieht drüben häufig bei den männlichsten, im Privat- und öffentlichen Leben sehr erfolgreichen Männern „jene feine männliche Zärtlichkeit, die die liebende Frau vor sich selbst schützt und ihre Würde behütet",

wie Jacobsen es sagt. Es ist selbstverständlich, daß von den zahlreichen flachen und egoistischen Frauen diese Verehrung der Männer ausgenutzt und mißbraucht wird, und ihre Unersättlichkeit nach Besitz die Ursache ist für das schnelle Verbrauchtsein und die menschenunwürdige Sklavenarbeit, die viele Männer tun. Und natürlich gibt es als Folgeerscheinung der unglücklichen Verhältniszahlen von Männern zu Frauen, von vielbeschäftigten Männern zu müßigen und sensationslüsternen Frauen in manchen großen Städten, vor allem der südlichen mittleren Staaten, wo die meisten jungen Männer in den zukunftsreichen Westen für einige Jahre gehen, das, was Grete Meisel-Heß mit Kassandratönen „das auffälligste und bedrohlichste Symptom der sexuellen Krise“ nennt, nämlich die Tatsache, daß die Mädchen den Männern nachlaufen. Fast alle unsere Operetten zeigen ja auch uns diese angriffslustigen Weiblein. Sie heiraten aber meist — und nicht nur in der Operette —, womit ihrer Offensive das Ziel genommen ist.

Aber in der großen sozialen Demokratie drüben sind die Frauen nicht nur Frauen und Mütter, Geliebte und Schwestern, sie sind Staatsbildnerinnen, Gesellschaftsbildnerinnen, und dabei soll nicht an ihre an Gesetzes- und Wahlerfolgen deutlich kontrollierbaren Erfolge gedacht werden, so bedeutend diese sind. Sie haben z. B. die sehr umfangreichen statistischen und sozialpolitischen Vorarbeiten für eine Kinderschutzgesetzgebung angeregt und zum Teil geschaffen, die hoffentlich nicht durch den Goldstrom des Kriegslieferantentums weggeschwemmt werden wird auf Nimmerwiedersehen. Das sind große Erfolge, die offensichtlich sind, gewiß. Aber woher kommen sie? Als Folge der staatsbildenden Kraft, die die Frauen drüben zu Schafferinnen und Pflegerinnen nicht nur einer gesellschaftlichen Kultur, sondern der Gesellschaft — im soziologischen Sinne genommen — macht.

In dem ungeheuren Durcheinander, der Hast, dem wirtschaftlichen und geistigen Individualismus, den sich gegenseitig immer wieder aufhebenden Einflüssen des an Widersprüchen, Groteskheiten, Verrücktheiten reichen Lebens drüben, ist die Frau die einzige Macht, die etwas Ruhe, etwas Begrenztheit, Anstand und Ordnung zu schaffen versucht. Ging es nur nach dem amerikanischen Manne, so würde es keine „Gesellschaft“ geben; sondern jeder Mann würde in der Mitte einer Quadratmeile Landes sein Haus bauen; außerhalb seiner Grenzpfähle Geld machen, und innerhalb mit seiner Familie leben. Die Frau aber will das nicht. Sie ist das sozialere der beiden Geschlechter; sie will Anschluß haben; sie will eine Stellung für sich und ihre Familie. Der Mann schafft die Werte, die äußeren Mittel, das Geld. Die Frau will sie ihres Sachcharakters entkleiden und zum Mittel für einen hohen Zweck dadurch machen, daß sie ihre Verwaltung psychologisch erschwert und verfeinert. Der Zweck ist anfangs, Prestige zu besitzen. Das kann allenfalls das Geld des Mannes erkaufen. Aber die zweite Stufe, die einer gesellschaftlichen Stellung auf Grund von geistiger, seelischer, ästhetischer Bildung und Haltung ist jenseits der Kaufkraft des Geldes. Dazu gehört der Takt, das feine Gefühl, der Charme der Frau, der die Materie bezwingt. Ihr Sinn für die Gesetzmäßigkeit der Assoziationen, ihre Anpassungsfähigkeit hilft ihr dabei. Es hilft ihr großes Selbstgefühl, ihr eingeborener ästhetischer Sinn, so fern er es ist, der uns das Begrenzte dem Unbegrenzten vorziehen läßt.

Den Wert dieser beginnenden Gesellschaftsbildung kann man nur dann ganz ermessen, wenn man sich vorstellt, wie ungeschützt durch irgendwelche

uralten Sicherungen die amerikanische Welt lebt. Das Leben drüben gibt wenig Gelegenheit zur Aufrichtung von Ehrfurchtsgefühlen. Es gibt keine Titel und Orden, deren Besitz ihren Träger zum Mitglied einer höheren Klasse macht, keine Aristokratie, mit der sich der Besitz verbinden und so teilhaben kann an der angestammten Ehrfurcht und Kritiklosigkeit, die die Masse ihr gegenüber empfindet. Der Besitz von Land erhöht das Ansehen nicht. Auch muß doch meist noch jede Generation sich selbst ihre Basis schaffen, da die Eltern nur ein Arbeitseinkommen haben. Es gibt keine Sicherungen vor dem Eins-mit-der-Masse-sein. Denn der Besitz allein gibt nicht Ansehen. Diese Tatsache ist ein klarer Beweis dafür, daß für die Bildung der Gesellschaft nicht wirtschaftliche Momente allein ausschlaggebend sind, sondern psychische. Beständig dringen neue Menschen überall ein. Nichts ist der Bildung einer bodenständigen Gesellschaft günstig, solange das Land noch so unbevölkert, die Erwerbsmöglichkeiten so reich in diesem sehr großen Lande sind. Die Männer sind fast ausschließlich mit der Bearbeitung und Verteilung der Materie beschäftigt. Zeit und Ruhe zu geistiger und seelischer Vertiefung ist selten. Keiner kennt recht den anderen. Die Begegnungen der Menschen sind häufig; ihre Trennungen plötzlich und schnell. Dieser Unbeständigkeit, dieser psychologischen Unsicherheit gegenüber, dem aus all' diesem folgenden Bedürfnis nach Aufregung und Unterhaltung, würden die staatlichen und kirchlichen Institutionen, die sittlichen Autoritäten unendlich viel weniger Macht entgegenzusetzen haben, als sie es in der europäischen Gesellschaft tun, wäre die Frau nicht da, die inmitten all dieses Durcheinanders als natürliche Ordnungsstifterin obwaltet.

Die Goetheschen Worte: „Wollt ihr genau erfahren, was sich ziemt, so fraget nur bei edlen Frauen an": drüben in Amerika sind sie wahr. Die Frau mit ihrem weiblichen Bedürfnis nach Übereinstimmung der Außen- und Innenwelt erzwingt die Etikette des täglichen Lebens, und der erste Schritt zur Gesellschaft ist getan. Die verfeinerte Grundstimmung der Frauenseele, die ihr die beständig eingenommene Schutzstellung gegeben hat, läßt sie, da die Mehrzahl der Männer für Unterscheidungen nach ethischen und ästhetischen Überzeugungen noch nicht sehr empfindlich sein kann, für diesen Mangel das gesellschaftliche Prestige aufrichten. Sie hat ein feines Empfinden für die Macht der seelischen Imponderabilien, für das Gewicht der logisch garnicht abwägbaren Kleinigkeiten und last not least für den Eindruckswert ihrer repräsentativen Schaustellung auf die sinnlich eindruckfähigen Menschen. Die Männer, wollen sie nicht nur brutalen Besitz, sondern gesellschaftliches Ansehen genießen, müssen dieses Empfinden berücksichtigen, und die Folge ist, daß aus der gestaltlosen Masse der Individuen eine Gesellschaft entsteht. Die oft unangebrachte Freiheit wird gezügelt; es werden die Interessen der Allgemeinheit und Beständigkeit wahrgenommen. Zwar lebt man weniger expansiv hinter diesen Mauern des Prestige; aber man lernt Maß halten und auf kleine Dinge achten.

Es ist klar, daß Prestige in der Massengesellschaft drüben nur einen rohen Wertmaßstab darstellt. Denn keine moralische Wahl bestimmt das Prestige. Keine besonderen menschlichen Werte. Ja, das Verharren im Prestigezustand bringt große Gefahren. Für eine Gesellschaft, die noch zu jung, zu unentwickelt, zu reich ist, um eine große seelische und geistige Stabilität in Verfolgung innerlich gewählter Ziele zu besitzen, kann die zweite Hälfte des Goethe-



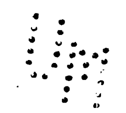
Wortes: „Denn ihnen ist am meisten dran gelegen, daß alles wohl sich zieme, was geschieht," einen äußerst verderblichen, weil verflachenden Sinn und Einfluß bekommen. Die Mühlsteine der guten Lebensart schleifen gefällig alle Ecken des Wesens ab, und was nach diesem Prozeß herauskommt, ist ein Mensch, der nicht nach sittlichem Gefühl sein Leben leitet, sondern es leiten läßt durch die Meinung anderer, die allgemeine Meinung; ein Mensch, der sich mit der schalen Befriedigung „nicht aufzufallen", „dazu zu gehören" genug sein läßt, da er sich den Zugang zu tieferen Lüsten verstopft hat. Nirgends hört man aus weiblichem Munde das Wort „Erfolg" so oft wie drüben. Ein Kleid ist ein Erfolg, eine Gesellschaft ist ein Erfolg, und höher gehen die Ansprüche nicht. Die größte Gefahr dieser Gefangenschaft im Banne des Prestige droht dem Talent, weil es auch den Geist zu materieller Anpassung zwingt, und es ein sehr großes Maß von Willensstärke verlangt, den Weg des geringsten Widerstandes nicht zu gehen.

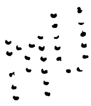
Wäre Amerika ein altes und an Möglichkeiten armes Land, so wären die Gefahren, die aus dieser Machtstellung des Prestige entstanden sind, sehr ernst zu nehmen, und das Verdienst, das die Frauen um seine Aufrichtung haben, eines, das unendlich viel mehr gegen sie spräche, als für sie. Aber Amerika ist jung, voll von Möglichkeiten. Seine Gefahr liegt mehr in der Unbeständigkeit, der Beweglichkeit, die das Respektieren des Ständigen und Allgemeinen so unendlich erschwert in dieser vorläufig noch so gestaltlosen Massengesellschaft. So wie drüben vorläufig die Verhältnisse liegen, leistet das Prestige der Qualität außerordentlich wichtige Dienste, indem es eine distanzierende, respektschaffende Macht ist; in der sozialen Demokratie, die die Vereinigten Staaten sind, die einzige, allgemein anerkannte, allgemein erstrebte. Immer wieder gibt es Massen von wirtschaftlich Aufstrebenden — und wird es geben, solange die Bevölkerung nicht sehr viel zahlreicher ist —, die erst ihre eigene Bewertung, die Wertverhältnisse von Menschen und Dingen lernen müssen dadurch, daß sie aus dem formlosen Individualismus der ausschließlich materiell gerichteten Anfangsjahre ihres Emporstrebens herauskommen und an einer feineren Wertskala sich selbst erkennen. So entsteht allmählich eine soziale und gesellschaftliche Einordnung der Menschen, eine Gesellschaft.

Das Selbstgefühl der amerikanischen Frauen erhält durch das Zurücklehnen auf diese Ordnungen und Zusammenhänge eine größere Breite, Tiefe und Berechtigung. Sie fühlen sich als Bürgerinnen einer Demokratie, wo alle Menschen unmittelbar das Gefühl haben, sich ihr Leben selbst zu zimmern. Daß ihre Weiblichkeit darunter nicht gelitten hat, beweist die Vorliebe, die sie in Europa genießen; beweist die Liebe, die die amerikanischen Männer für sie empfinden. Die Amerikanerin weiß wohl, daß sie ihre gesellschaftsaufbauende Tätigkeit, ihr Selbstgefühl, nicht allein ihrer Tatkraft und ihrem Takt verdankt, sondern außer den Verhältnissen dem Schutze des Mannes. Daß er die Werte schafft, die sie in ihre weiblichen Hände nimmt und mit ihrem weiblichen Herzen und Geist formt. In dem Sinne ist das Wort zu verstehen, daß Henry James, der Romanschriftsteller, seinen typischen Amerikaner sprechen läßt: „Ich will eine schöne und kluge Frau, die mein Wesen versteht und nach außen deutet."

Amerika ist noch nicht gerade reich an selbstgeschaffenen Kulturwerten. Aber die Art von Weiblichkeit, die seine Frauen haben, ist ein solcher Wert. Die Verehrung des Mannes ist mehr als Wohlgefallen an dieser Weiblichkeit.

Nicht im Osten, nicht in Boston findet man die wirklichen Amerikanerinnen; dort lebt man das Leben einer vielbelesenen Bourgeoisie, deren Kultur nur traditionell und dem mutigen, vorwärtsstürmenden Schaffen der eigenen Zeit abhold und sehr weit von ihm entfernt ist. Zwischen den Alleghanies aber und dem Stillen Ozean leben die echten Amerikaner und echten Amerikanerinnen; bei ihnen kann man die Tendenz auf das Neue erfassen, kann es verwirklicht sehen an Einzelerscheinungen und kann die Möglichkeit des Werdens an vielen beobachten. Dort sehen wir jene geschmeidig kräftige Fülle des Körpers, jene Beweglichkeit und Anmut, Selbständigkeit und Selbstherrlichkeit des Wesens an den Frauen, das in Europa an ihnen auffällt.





Das amerikanische Volk und sein Verhältnis zur Kunst



Will ein von europäischen Schwierigkeiten erschöpftes Hirn und Herz eines Kontinental-Europäers sich durch Aufsuchen gänzlich anderer Kulturvoraussetzungen erfrischen, so wird er nicht in das Land gehen müssen, das man die Neue Welt nennt, sondern er wird nach Asien oder Afrika gehen müssen. Denn die Vereinigten Staaten sind ja nichts anderes als ein nach Westen vorgeschobenes, durch ein großes Wasser von Europa getrenntes Stück abendländischer Welt. In allem was die Moral, Politik, Technik, Wirtschaft, Kunst angeht, ist Amerika eine Dependance Europas, ein Land, in dem in vollständigster Klarheit und Einfachheit die Linien einer modern demokratischen, bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft sich darstellen, einer Welt, der die privatwirtschaftliche Ausnutzung der Menschen, des Bodens und seiner Schätze oberstes und von jedermann anerkanntes Gesetz ist.

Danach wäre anzunehmen, daß das Verhältnis des amerikanischen Volkes zu den höheren Betätigungen des menschlichen Geistes, zu Kunst und Literatur — von Philosophie soll nicht die Rede sein — ein ähnliches sein müßte, wie bei den Völkern Europas. Daß seine etwaigen metaphysischen Bedürfnisse durch sein Verhältnis zur Kunst in etwas Befriedigung fänden. Dies ist nicht der Fall. Ich glaube, man kann glatt heraus sagen: das amerikanische Volk hat gar kein Verhältnis zur Kunst. Damit wäre ja in etwas apodiktischer Weise das Thema des Aufsatzes beantwortet. Aber es ist wohl erforderlich, die Gründe auseinanderzusetzten, warum eine solche Relation nicht vorhanden sein kann, und auf welche andere Weise das ja auch drüben unabweisbare metaphysische Verlangen der Menschen seine Ruhe findet.

Ginge es nach der Anzahl der gekauften Bilder: kein Land zeigte augenscheinlich mehr Freude an der Kunst, als die Vereinigten Staaten. Große Summen wandern aus den Taschen der Reichen in die der Kunsthändler und Künstler, vor allem der Pariser Künstler. Es sind mehr Corots in den verschiedenen öffentlichen und privaten Sammlungen, als Corot in seinem fleißigen Schaffen überhaupt gemalt hat. Aber entscheidend ist wohl allein und sprechen kann man überhaupt nur von dem Verhältnis eines Volkes zur Kunst, wenn ihm die Kunst nicht ein triviales Ausspannen bei billigen Freuden ist, ein augenblicklich angeregtes Genußleben: sondern eine dauernde, wenn auch nicht immer ins Bewußtsein kommende Erhöhung und Steigerung, Reinigung und Veredelung des Lebensgefühles. Welches europäische Volk hat das heutzutage? Das amerikanische Volk hat es nicht. Kann es nicht haben, da es keine Kunst hat. Kunst ist das Ergebnis der geistigen gesamten Verfassung eines Volkes; die reife greifbare Frucht am Baume einer Nation. Das amerikanische Volk ist aber kein Volk, bei dem eine geistige Grundverfassung bereits so fest sich gebildet hat, daß eine solche Frucht an seinem Baume heranreifen könnte.

Das Fehlen einer amerikanischen Kunst, und das Fehlen eines Verhältnisses des amerikanischen Volkes zur Kunst sind sich bedingende Erscheinungen. Sie haben dieselben Ursachen.

Vor 300 Jahren besiedelten englische Handwerker, Professoren und andere Städter, ausgerüstet mit der damalig modernsten Bildung und der Gewißheit, Auserwählte Gottes zu sein, einen schmalen Streifen an der Ostküste der jetzigen Vereinigten Staaten. Was sie und alle ihnen nachfolgenden Generationen, verstärkt durch Zuzug aus dem Mutterlande, zu tun hatten, war: das Land zu roden und urbar zu machen, gegen Indianer und wilde Tiere sich zu wehren, den Überschuß ihrer Produkte nach Europa zu bringen, Sklaven aus Afrika zu holen. Sehr verschieden von diesem Leben der frommen Pilgrimsväter ist das Leben der heutigen Amerikaner nicht. Statt amerikanischer Negersklaven kommen europäische Einwanderer; statt gegen Indianer und Tiere hat man gegen Konkurrenten zu kämpfen; Boden zur Urbarmachung ist noch immer genug für viele Millionen da. Luxusbedürfnisse, materieller und geistiger Art, deckte man früher durch Import schöner Möbel und anderer Dinge aus England und Frankreich, durch Lektüre englischer und französischer und in beschränkterem Maße deutscher Bücher. Heute ist dies nicht anders, nur das dazu der Import berühmter Sänger und Orchester gekommen ist. Es wäre beschränkter geistiger Hochmut, aus diesem Sich-bescheiden, Mitgenießen aus zweiter Hand den Amerikanern einen Vorwurf zu machen. Man hat keine Zeit, sich schöpferisch auf rein geistigem und künstlerischem Gebiet zu betätigen, und es ist ein dummer Witz, zu sagen, daß die Entschuldigung mit der Jugend Amerikas zu den ältesten Besitztümern des Landes gehöre. Das Land ist zu jung, in der Tat, um ein schöpferisches Verhältnis innerster Anteilnahme an Dingen der Kunst zu haben. Der Zwang, sich mit materiellen Dingen abzugeben, ist drüben ungeheuer. Die Materie herrscht. Sie notdürftig zu organisieren und zu lenken, nimmt die volle Kraft und Energie der Männer in Anspruch. Es geht über die Kräfte, die Materie sich schöpferisch geistig so zu eigen zu machen, daß man sie überwindet, indem man ihre Mannigfaltigkeit in einer geistigen Einheit faßt und in künstlerischer Form darstellt, und dieser Darstellung innerlichen Anteil entgegenbringt. Es bedarf unbedingt einer besonders gearteten psychischen Differenzierung, deren die Amerikaner noch nicht fähig sind, um ein lebendiges Verhältnis zu Dingen der Kunst zu haben. Und wiederum kann es keine amerikanische Kunst geben. Denn eine zeitlang wohl mag der Künstler aus dem Gegensatz zur Masse Kräfte ziehen; auf die Dauer kann er ohne das Getragenwerden von unten nicht leben: Er wird ein Ästhet und schwächlich. Das unterirdische Verbundensein mit der kulturellen Vergangenheit seines Volkes, das Verbundensein mit dem geistigen Besitztum benachbarter Nationen fehlt dem Amerikaner, muß ihm fehlen. Man kann sagen, daß das amerikanische Volk arm ist im Verhältnis zur Gesamtheit des jetzigen Kulturbesitzes der abendländischen Menschheit. Man kann dieses ruhig und ohne Überhebung als Europäer sagen, wenn man weiß, daß an anderen nur dem Amerikaner zugänglichen Stellen er anfängt, seine eigenen Kulturwerte zu schaffen.

Hemmender aber als diese jetzt noch herrschende Vormacht der Materie, die erst noch mit dem Geiste erobert werden muß, um Raum für die tiefere und innerlichere Beschäftigung der Seele zu lassen, wirkt der Puritanismus im amerikanischen Wesen und hindert es, ein lebendiges Verhältnis zur Kunst



einzugehen. Trotz der Einwanderung von Millionen Katholiken, trotz dreier Jahrhunderte auflösender Wirkung einer sicher in Europa, in geringerem Grade in Amerika mehr und mehr unreligiös fühlenden Zeit, hat sich im tiefsten Kern des uramerikanischen Wesens die Lehre des Puritanismus gehalten und durchdringt alle, die in diesem Lande Wurzel fassen. Ein Aufenthalt einiger Wochen genügt, das einem Europäer klar zu machen, und er schreibt alsdann in seinem Buche über Amerika harte Sachen über das Muckertum drüben. Was ist es denn nun, was in dieser Lehre eines Genfer Professors, derentwegen die Pilgrimsväter Europa verließen und sich in Amerika ansiedelten, jene Hemmung verursacht?

Der Puritanismus stellte die Menschen in ein sehr enges Verhältnis zu Gott, ein Verhältnis, das keinen Vermittler irgend welcher Art zwischen dem Gläubigen und seinem Gott duldete. Und dieses Verhältnis war ein leicht zu kontrollierendes: In wem Gott wirkte, wem er gnädig war, dessen Arbeit segnete er, der war auserwählt. Dieses Verhältnis der Gnadenwahl emanzipierte eigentlich so recht den Menschen von Gott, es erniedrigte Gott zu einem Kontrolleur, zog ihn in die Geschäftsphäre der Kaufleute hinab. Sehnsucht und Erfülltheit im Verhältnis zu einem transcendenten Gott gab es nicht. Es gab nicht jenes leidenschaftliche Sichhindrängen eines gottsuchenden, gotterfüllten Menschen zum höchsten, allumfassenden Wesen. Es gab Niedergedrücktsein des Menschen in das Gefühl seiner Erbärmlichkeit und Schwäche, es gab Zerknirschtheit und Hochmut. Ich möchte sagen: es war ein entmenschtes, gottloses, ein humorloses Verhältnis zwischen Gott und den Menschen. Diese Religion hätte nie einen Maler von der Innigkeit eines Fra Angelico hervorgebracht. Gott dadurch zu ehren, daß man Hunderte von Dukaten ausgab, auf daß der Maler der Muttergottes mit der kostbarsten blauen Farbe einen schönen Mantel male, wäre einem der Gnadenerwählten als dumme Verschwendung und Beschränktheit erschienen. Dafür errichtete man lieber eine Schule, eine recht praktische Bibliothek, damit aus ihr das Licht der Aufklärung recht vielen leuchten möge. Wer in einer der weißen, gottlosen und zahlreichen Kirchen Neu-Englands im vollen Lichte eines Schneetages gesessen hat, wird verstehen, daß aus dieser Kirche ein Fra Angelico entsetzten Schrittes geflohen wäre; es wäre ihm draußen in Gottes freier Winternatur wärmer ums Herz geworden, als drinnen „in der Puritaner dumpfen Predigtstuben." „It is for action that God maintaineth us", hieß es in Baxter's Christian Directory Ende des 17. Jahrhunderts. Dieses christliche Exerzierbuch verlangt Handlung, Tätigkeit von den Gläubigen, aus dem ganz richtigen Gefühl heraus, daß jede Passivität, jede Kontemplation den Menschen, dem ja auch unter dem Puritanermantel ein verlangendes Herz schlug, auf Abwege unnützen Denkens und Fühlens bringen konnte. So nannte der Kalvinismus auch alle unschuldige, allumfassende Liebe zu allem Lebenden Kreaturvergötterung, alles, was auf Erden ist, außer den Menschen, inanimated objects. Also alles, was die Kunst darzustellen hat, woran sie nicht aufhört, sich zu freuen, waren leblose Objekte — Objekte für die Bewirtschaftung durch die Gläubigen. Um die Auserwählten stets bei der dürren Stange ihrer Gläubigkeit zu halten, hatten sie mit nach innen gekehrtem Blick ihr Herz zu belauschen, alles, was an freiheitlichen Regungen ihr Blut heraufschwemmte, alles, was die Welt der Schönheit streifte, mit Mißtrauen zu betrachten und abzutun. Ehrfurcht vor dem Zusammenhang aller Dinge empfindet der Puritaner nicht;



mystische Einheit ist ihm ein weltfremder Begriff. Mystik gibt es nicht: denn wie könnte irgend etwas mystisch sein, da Gott ja alles klar und vernünftig geordnet hat.

Gewiß, dieses Übermaß der Tötung aller Unbefangenheit des triebhaften Lebensgenusses findet man nur noch in den nordöstlichen Staaten. Aber nur bei einer vorläufig kleinen Gruppe von Zukunftsamerikanern, möchte ich sagen, und das vor allem im mittleren und fernen Westen, findet man die heitere und ehrfürchtige Aufgeschlossenheit der Seele zu dieser Welt und ihrer Schönheit, das Empfinden für des Menschen Verbundensein mit allem anderen Lebendigen, des Menschen Sehnsucht nach einem reichen, lebendigen Erfülltsein mit Gott als einem transcendenten Wesen, aus dem heraus allein ein Verhältnis zur Kunst möglich ist. Diese Erziehung von Generationen legt unentrinnbare Fesseln auch den Heutigen auf. Die Mehrzahl der jetzigen, in jener Erziehung aufgewachsenen Amerikaner findet in der Kunst eine antichristliche Tendenz, weil die Kunst antidualistisch ist, und allerdings nur so zu verstehen. Sie werten Gemälde, Bücher nach der Summe vornehmer Moralprinzipien, die sie ausdrücken. Sie dulden höchstens eine Inhaltsästhetik, eine Bildungskunst. Kommen solche Amerikaner nach Europa, so sieht man sie, unter dem Arm The Stones of Venice und andere ästhetische Leitfäden, etwas bekümmerten und unruhigen Blickes durch die Gemäldegalerie ziehen, bedrückt durch das Gefühl ihrer Verantwortlichkeit. Sie fühlen sich verpflichtet, zu Schlüssen zu kommen über diesen und jenen Stil, diesen und jenen Maler. Kunst und Leben scheinen ihnen sehr ernste Dinge, Europa und seine Kunst wunderschön. Sie schwelgen in ästhetischen Analysen und empfangen besondere Eindrücke von allem, was sie sehen. Aber im geheimsten Winkel ihrer Seele verachten sie Europa, haben sie Mißtrauen gegen das europäische Temperament, erscheint ihnen das Leben in Europa bedenklich und unrein. Dieses moralische Unbehagen liegt tiefer, als irgend eine Wortanalyse ergründen kann. In ihm liegt der tiefste Grund für die Notwendigkeit des anders gearteten Verhältnisses zur Kunst des Amerikaners und des Europäers, der Grund für die Unmöglichkeit eines reinen, freien Verhältnisses zur Kunst für den Amerikaner, wie er sich jetzt im Durchschnitt darstellt. 1915 tanzte die Pawlowa in Chicago. Die Chicago Tribune, glaube ich, war es, eine der führenden Zeitungen dieser 3 Millionenstadt, die in ihrer Kritik sagte: „Ohne Zweifel, wir lieben ihren Tanz. Die großen Zuschauermassen beweisen es. Aber statt uns frei dem Vergnügen an ihrer Anmut zu überlassen, quälen wir uns ab mit Zweifeln, ob denn der Tanz einen wahren künstlerischen Wert habe. Ganz tief in uns ist unser Gewissen nicht ganz ruhig, ob wir den Tanz gern haben dürfen oder nicht." „... warum aber eigentlich sollen wir die Kunst immer mit so feierlichen Augen ansehen?"

Die Grundvoraussetzungen für das Leben jedes Volkes, d. h. der Massen, sind notwendig utilitaristisch und pragmatisch. Das gilt für kein Land mehr als für Amerika. Denn nirgend sind die äußeren, materiellen Verhältnisse loser, unverknüpfter, plötzlich und schneller wechselnd, als drüben. Die Gesellschaft ist noch nicht in die horizontalen Schichten der Klassen und Stände getrennt, sondern vertikal steigen die Menschen die Gesellschaftsleiter unendlich viel schneller und häufiger auf und ab. Nicht einige wenige Rassen leben dort nebeneinander. Vierzig, fünfzig verschiedene Blutrichtungen, Anschauungen, Traditionen, Absichten steigen in den großen Lebensadern

dieses erst allmählich und unter Erschütterungen sich bildenden Volkes auf und nieder. „Die Vergangenheit treibt euch, mich, uns alle gleich", sagt Whitman. Ja, die Vergangenheit treibt alle gleich, nämlich in eine von allen ersehnte Zukunft, aber diese Vergangenheiten sind sehr mannigfaltig. In Europa, vor allem in Westeuropa, und jetzt vor allem, haben sich die menschlichen Verhältnisse des Über- und Untergeordnetseins aufgelöst oder sind verschoben. In Amerika hat es nie solche gegeben. Keinem Amerikaner hat je in der Liebe zum Herrn jedes Verständnis gelegen. Jeder ist auf sich selbst gestellt, auf seine Zweifel, auf sein Hin- und Hersinnen. Diese Unverwurzeltheit des Lebens, der Anschauungen, diese Raschheit erzeugt notgedrungen nicht die innere Gesammeltheit, die Einheit der Grundstimmung, die notwendig ist, wenn man aussagen will, daß ein Volk ein Verhältnis zur Kunst habe. Man will keine langen Romane — Wilhelm Meister durchzulesen, würde Schrecken erregen. —

Man will eine Short-Story, eine Novellette, besser noch einen Zeitungs- oderZeitschriftenartikel; man will keineTragödie, sondern einen Schwank, nicht König Lear, sondern Czardasfürstin; man will kein Museum mit ernsthaften Bildern, man will Kino, Buntheit, Raschheit, Sport, Fußball, nicht Tizian. Es ist klar: die flüchtigen Schatten dieses Lebens in einem Kunstwerk aufzufangen, ist unendlich schwer und schwer für einen Amerikaner. Das ist auch zu überlegen, urteilt man über den Mangel einer amerikanischen Kunst. Varieté gilt ja unter Gebildeten nicht als Kunst. Das amerikanische Varieté scheint mir von den wenigen Anfängen zur Kunstleistung, die man drüben findet, die beste. Nicht eine Sekunde wird Auge, Ohr, irgend ein Sinn des Zuschauers unangestoßen gelassen, eine Darbietung folgt der anderen, verbunden durch eine aufreizende, unablässige Musik. Keine sentimentale, seriöse Sängerin langweilt durch gefühlvolle Volkslieder oder dämliche Arien. Alles rauscht rasch, geistreich, glänzend durch Masse, Gegensätze und Buntheiten wirkend, an dem Hörer und Seher vorbei. Und dieser sitzt nicht wie bei uns stumpfsinnig, passiv hinter seinem Bierglas. Er agiert mit, treibt die Artisten an, wie sie ihn erregen. Wenn es auch keine hohe Kunst ist, so ist es sicher ein lebhafter, gefühlter Zustand wohl künstlerisch zu nennender Gegenseitigkeit, aus dem viel zu machen ginge.

Eine anarchische Zeit wie die unserige, ein anarchisches Leben wie das in Amerika, das nur von oben durch Konventionen gehalten wird, muß der auf Einheit und Form gerichteten Kunst überhaupt feindlich sein, wie es feindlich ist der Gesammeltheit der Seele des Einzelnen und des Volkes, und das Übermaß an Bewußtsein, das der puritanische Einfluß bringt, ist der notwendigen Unmittelbarkeit des Erlebens auch nicht günstig. Dazu kommt noch etwas anderes, um zu verhindern, daß die Amerikaner sich, lebendig fühlend, der Kunst nahen.

Die Natur des Amerikaners ist ausgezeichnet durch eine große Sensitivität, ein sehr schnelles und scharfes Selbstbewußtsein für beides: was eines Menschen Selbst erlebt, und was andere in Berührung mit ihm denken und fühlen. Die Intuition, die Instinktsicherheit, die den europäischen Männern, nicht zum wenigsten den Deutschen, gründlich abhanden gekommen ist, und die auch die meisten Frauen verloren haben: in Amerika findet man sie bei Männern und Frauen noch sehr häufig. Bei einem so jungen und lebensvollen Volke, wie bei dem amerikanischen, könnte diese Sensitivität, diese Intuition, dieses



Sichbewustsein-seiner-selbst eine große Kraft sein zum Schaffen und Genießen einer Kunst und besonders einer Literatur. Dies ist aber nicht der Fall. Und zwar deshalb nicht, weil die Amerikaner diese etwas beunruhigenden Eigenschaften ihrer Seele zur Ruhe singen, indem sie mit Selbstgefälligkeit konstatieren, daß sie so viel feingliedriger, nervöser, agiler seien als die Engländer und sicher das erste Volk der Welt. Was dann noch übrig geblieben ist von ihrer Sensitivität wird aufs Geschäftemachen, aufs Reichtümerhäufen verlegt und offenbar mit glänzendem Erfolg. So kommen sie zu dem Schluß: Geschäfte, Sport, Gesellschaft sind ernste Angelegenheiten. Kunst, Literatur, Theater haben nur dann einen Sinn, wenn sie unterhalten.

Es ist dies eine Auffassung, die nicht auf die Vereinigten Staaten beschränkt ist, sondern die alles, was Bourgeoisantlitz trägt, teilt. Diese Anschauung ist eine Begleiterscheinung und Folge des kapitalistischen Systems, erleichtert das Geschäftemachen, verschönt das Leben der Wohlhabenden, erniedrigt den Künstler zu einem Gesellschaftsunterhalter, die Kunst zu einem Erziehungsmittel und zu einem nach Wertobjekten abzuschätzenden Geschäft. Aber man kann dieses alles einfacher und besser in Amerika beobachten, als im übertünchten und mannigfaltig schattierten Westeuropa, wo zwar Nietzsches Bildungsphilister abgetan, aber Thomas Manns Zivilisationsliterat in und außerhalb literarischer Kreise viel täuschenden Sand aufwirbelt. Wo Kunstverständnis vorgetäuscht wird von seiten des Publikums und der vielen, die ihm die Kunst mund- und augengerecht machen.

Am besten kann man dieses gebildete Treiben einer vielfach belesenen, vielfach interessierten reichen Bourgeoisie in Boston beobachten, wenn auch, wie gesagt, jede Stadt in den Vereinigten Staaten, wie jede Stadt in der abendländischen Welt, ihr Boston in ihren Mauern beherbergt. Boston aber ist zudem die Hochburg des Puritanismus. So kommt zu dem Wesen der Bourgeoisie der puritanische Einfluß und zwar so, daß die Macht der puritanischen Lebensführung zu gute kommt dieser bürgerlichen, ökonomischen, rationalen Lebensführung. Diese erhält noch ihre besondere Unelastizität dadurch, daß die gute Gesellschaft, die ihren Stammbaum auf manche Generationen zurückführen kann, sich in der Idee gefällt: sie hinge mit dem Fortbestande der göttlichen Weltordnung untrennbar zusammen. Auch unterscheidet diese reiche Bourgeoisie von der gleichen Gesellschaftsklasse in Deutschland, bisher wenigstens, die Selbstverständlichkeit, mit der sie ihr luxuriöses Leben, ihr Geborgensein von allem Leiden und jedem ungebildeten Ereignis auffaßt und genießt. Was wohl daher rührt, daß in Amerika das Gesellschaftsgewissen infolge vieler, ineinander verzahnter Gründe noch nicht sehr wach ist, und die reiche Bourgeoisie in der Tat die Aristokratie des Landes darstellt; während sie bisher bei uns ja nur den städtischen Reichtum bildete, über den die Geburts-Aristokratie und die Geistes-Aristokratie der Gelehrten und Künstlerkreise stand, in die hineinzukommen höchster Ehrgeiz des reichen deutschen Bürgers war. Jetzt, wo Deutschland eine Demokratie ist, wird dieses Streben aufhören, und wir werden auch bei uns den banalisierenden Einfluß des bloßen Reichtums als Unterscheidungsmerkmal bald sich einstellen sehen, und er wird als höchst einflußreicher Faktor in künstlerischen und geistigen Dingen mehr als schon bisher bald zu bemerken sein.

Dieses verfeinerte Kulturleben der Bostoner ist abhold jedem freien und nach eigenen Gesetzen sich bewegenden Leben. Ihre durch Puritanismus



und Wohlleben ausgeplünderten Seelen können nur in einer Atmosphäre von milden, schalen, süßen, intellektuellen Parfümen leben. Wo die Kunst das Schauerliche und Groteske darstellt, wo Mensch und Tier miteinander kämpfen, da wendet man sich lautlos und angewidert ab. Allerdings wohl auch mehr als bei uns in den gleichen Kreisen von dem, was in der Kunst galant und obscön ist, eben weil diese Schicht, die im übrigen genau so satt und trägblütig ist wie bei uns, durch die alten puritanischen Einflüsse noch mehr Anstands- und Anständigkeitsgefühle bewahrt hat; wenngleich auch hier die bürgerliche Tugend und Rechtschaffenheit nur eine geringe Tragweite hat. Das Bedürfnis ist nicht vorhanden, bei Widersprüchen Untersuchungen anzustellen; man nimmt sie ruhig hin oder sucht sie äußerlich auszugleichen. Liebe an alles Gewordene kennt man nicht. Die Tiefe der Welt empfindet man nicht. Infolgedessen scheut man sich nicht vor dem künstlerischen Herausstehlen des Einzelnen zu eigennützigen, genießerischen Zwecken.

Wie eine solche Seelen- und Bildungseinstellung das Verhältnis zur Kunst beeinflussen muß, ist klar. Die Kunst gedeiht am besten auf dem Boden fester kultureller Konventionen. Daß es diese in Amerika nur in beschränkter und oberflächlicher Weie vorläufig gibt, ist gesagt worden. Zugleich ist die Kunst die intensivste Ar des Individualismus, den die Welt kennt. Für diese Kreise fällt also jeder Kunstgenuß fort, der den Genießenden vor die Aufgabe stellt, sich mit einer unbequemen, vielleicht unheimlich dunklen, anstößigen Individualität auseinanderzusetzen. Man will gebildet und bequem genießen; man will angeregt sein, doch nicht unbequem erregt. So nimmt man bloße idealistische Gefühle, schöne Worte, angenehme Farben für Kunst. Man betrachtet die Kunst literarisch. Da man Rationalist ist, erfreut man sich der Auflösung des Ichs im Impressionismus; oder in Stimmung, im Symbolismus; weniger als bei uns im Milieu, im Naturalismus. Wo in unseren Bostons Liebermanns Bilder, Klingersche Radierungen, Rembrandreproduktionen, Stiche nach Dürer gefallen, da gefällt in den amerikanischen Bostons die bleiche Süße der Präraphaeliten, ihre dünnblütigen dekorativen Lyrismen, ihre fadenscheinigen so beziehungsreichen Symbole. Die musikalischen Dämmerungen Corots, Millets sentimentale, literarische Bauern, Whistlers geschmackvolle Impressionen — ihnen entsprechen bei uns Cezanne und van Gogh — findet man in jedem der schönen, überaus fein abgetönten Häuser dieser Reichen. Man liest Maeterlinck; seine Mystik der Schwäche gefällt diesen außerhalb der Geschäftssphäre Empfindlichen. Ebenso liest man die englische, französische und amerikanische Literatur, die Hoffmannsthals abstrakten Sehnsüchten — man muß das im Plural sagen — entspricht. Die Älteren wenden sich von Wilde ab, die etwas freieren Jungen lesen ihn, der alles erlaubt mit Ausnahme des Gewöhnlichen. Auch lesen sie Strindberg, aber ohne Verstehen. Bei uns tritt an die Stelle dieser Dichter, entsprechend den anders reagierenden Nerven, der besser funktionierenden Mimicry unserer europäischen Lebensfeigheit, Dostojewski, Wedekind, Anatole France, Walt Whitman. Während gerade drüben Whitman unbekannt diesen Kreisen ist. Sein kosmischer Pantheismus ist ihnen so unendlich fremd, daß sie nichts damit anfangen können. Die zahlreichen Flachheiten, die er sagt, riechen sie sofort heraus und werfen sie mitsamt seinen Schönheiten und seinem starken Empfinden, seiner Kameradschaftlichkeit für alles Lebende fort. Die neuen Dichter, die die letzten 20 Jahre hervorgebracht haben, lesen sie nicht.

Wie für dieses Boston die schönen Gottesdienste ihrer Hochkirche ein ästhetischer Komfort sind, so ist ihnen die Kunst ein Luxusbegriff. Die Menschen dieser Kreise, Männer wie Frauen, sind für das Auge höchst wohlgefällige Gestalten; der Verkehr mit ihnen ist reibungslos und daher sehr angenehm, der Aufenthalt in ihren Häusern, wo nichts den Gesamteindruck eines wohlgepflegten und nie auffallenden Reichtums stört, überaus wohltuend inmitten des wüsten Durcheinanders der Städte; das large, bequeme, absolut zwanglose Leben auf ihren Landsitzen, das angenehmste von der Welt. Ihre Existenz, als ganzes genommen, ist nutzlos und schal. Ihr Einfluß auf jedes geistige Leben, also auch auf die Kunst, höchst verderblich, weil er unbedingte Anpassung auch in geistigen Dingen an ihre leblosen, unbeweglichen, ungeistigen Konventionen verlangt, jede lebendige, furchtlose, unkonventionelle Lebensauffassung, jede so geartete Kunst tötet.

Ein sehr tief gehender Unterschied jedoch besteht zwischen den amerikanischen und den europäischen und deutschen Bostons: Das ist die völlige Abwesenheit von Juden in diesen Kreisen Amerikas. Reichtum allein erkauft nicht den Eintritt in jene Kreise; die Zugehörigkeit zur jüdischen Rasse schließt sie unbedingt aus. Diese Abwesenheit des jüdischen geistigen Einflusses, über den allein sich vieles sagen ließe, bewirkt im Verhältnis Bostons zur Kunst eine sehr ausgesprochene Vorliebe für das Statische, das vollendet Schöne. Nichts soll das innere Gleichgewicht ihrer Ruhe und wohletablierten Lebensstellung auch nur durch eine gemalte, oder in Stein gehauene, oder auf dem Theater dargestellte Unruhe und Bewegung stören. Während es häufig, ja meist der Ausdruck des modernen jüdischen Geistes ist, an seelischen Kompliziertheiten und Unruhen, an geistiger, intellektueller, weniger seelischer Dynamik und ihrer Darstellung Gefallen zu finden. Die sehr zahlreichen jüdischen Bostoner bei uns erregen sich in ihren Häusern, die kaum an Reichtum wohl aber an Harmonie den puritanisch-amerikanischen Bostons nachstehen, gern an der Erregtheit, der Bewegung eines Matthias Grünewald, eines Greco, lesen gerne die jüngsten Dichtungen, wo in recht erregter und fragwürdig deutscher Syntax recht fragwürdige Extasen unklarer und zu ewiger Unklarheit häufig bestimmter Köpfe sich ausstammeln. Das jüdische Element wirkt bei uns auf das Verhältnis zur Kunst in einer Weise und einem Umfange ein, dessen Wert und dessen Gefahren sehr deutlich sind. Dieser Wert und diese Gefahren fehlen absolut in Amerika. Dort gehören die jüdischen Menschen, die sich nicht für Geschäfte, sondern für die geistigen Dinge des Lebens interessieren, nicht einmal immer den Schwabingerkreisen an, die es natürlich als Opposition zu den Bostoner Kreisen überall in den großen Städten gibt. Aber genau wie bei uns der Mangel jeder Konvention die größte und heiligste Konvention der Schwabinger ist, so daß Schwabing bei uns in der Tat nicht ein Ort, sondern ein recht dummer und gefährlicher Zustand geworden ist, so sind letzten Endes die Schwabinger Kreise in Amerika auch einflußlos. Sie fördern im großen und ganzen das Leben des Volkes wohl kaum zu einem lebendigeren und fruchtbareren Verhältnis zur Kunst. Ihr geistiger Hochmut, verbunden mit der daraus fließenden seelischen Unfruchtbarkeit, kann keinen Eindruck machen auf den kräftigen, einfachen Lebensboden Amerikas.

Boston und Schwabing, die großen Städte sind ja aber nur ein kleiner Teil und nicht der beste der Vereinigten Staaten. Dahinter erstreckt sich das ungeheuere Land, in dem Millionen von Farmern und Kleinstädtern



wohnen. Dort zwischen den Alleghanies und dem Felsengebirge in der Ebene der großen Flüsse und Seen ist der echte Amerikaner zu Hause. Seine hervorstechendsten Eigenschaften sind Großmut und eine etwas bequeme Gutmütigkeit, Anteilnahme und feinverstehende Sympathie für seine Familie, seine Freunde, seine Umgebung. Diesem echten Amerikaner ist die Kunst etwas ganz Fernes, Unbekanntes. Er befriedigt sein metaphysisches Bedürfnis anders als der Europäer, vor allem der gebildete Europäer. Er ist durch seine Sensitivität für alles Lebendige und Kräftige ein Heide, zugleich seinem Temperament nach Mystiker. Dazu aber ist er als Puritaner erzogen. Bei den meisten leben diese widerstreitenden Elemente nebeneinander. Sie können keines dieser Elemente wegwerfen. Vorläufig ist im Herzen der wenigsten eine Verschmelzung gelungen; ihr Herz ist der Kampfplatz zwischen ihrem Temperament und ihrer Erziehung. Wo aber diese Durchdringung stattgefunden hat, da ist eine feinnervige, seelisch gebundene und kräftige Sinnlichkeit, eine lebensgetränkte Geistigkeit, fern jeder Abstraktion, eine naive, umfassende Freude am Dasein. Diese Menschen lieben die Dinge, sehen sie scharf an, haben mehr Bilder als Stimmungen im Herzen, durchleben die Fülle der Dinge, ehe sie sie in Begriffe zwingen; denn kein analytischer Intellekt zerstört mit seinem anarchischen Einfluß die Stärke ihrer Triebkräfte, die Unmittelbarkeit ihrer Anschauung, die Festigkeit ihrer ethischen Begriffe. Diese Menschen stehen in der Haltung allgemeiner Gastfreiheit zu allen Zufällen, Schönheiten, Häßlichkeiten des Lebens. Sie ängstigen sich nicht vor dem Leben; Anstrengung, Handlung ist ihnen natürlich wie das Atmen. Ihr Intellekt urteilt nicht aus abgespalteten kultivierten Empfindungen heraus, sondern aus der Gesamtheit ihres Wesens. Die Augenblicke metaphysischen Empfindens sind selten bei ihnen. Öfter erhalten sie ihre metaphysischen Inspirationen aus der unbewußten, etwas vagen Annahme einer endlichen Verantwortlichkeit vor einer erleuchteten, in sich ruhenden Frau. Es ist das etwas, was schwer in Worte zu fassen ist, aber öfters drüben ahnend zu beobachten.

Diese Menschen leben nicht mit einem grünen Schirm vor den Augen. Die sind vollkommen zu Hause in dieser Welt. Gäbe es dort eine Kunst — es gibt aber keine, zu der sie in ein Verhältnis treten könnten — sie würden, glaube ich, die Wirklichkeit den Bildern und Statuen vorziehen, vielleicht die Architektur mit günstigeren Augen ansehen, denn Architektur ist Sachkultur, Sachlichkeit; sie hat Beziehungen zu Zweckmäßigkeiten. Da sie die Klassiker nicht zu Autoritäten herabgezogen haben, gibt es weniger banausische Beschränktheit in der Stellungnahme, im Genuß ihrer Bücher. Da sie nicht durch Schul- und Universitätsdrill gezwungen sind, ungeheuere Brocken an totem Wissen und fremden Anschauungen in sich hineinzufressen, und so ihren geistigen Blutumlauf durch Verstopfung zu zerstören, sehen sie die Geschichte, das gesamte geistige Erzeugnis der Menschheit mit helleren, prüfenderen, humorvolleren Augen an als der überstudierte Europäer. Man kann sagen — und damit vielleicht eine Zukunftshoffnung aussprechen — daß diese Menschen das tun, was Whitman seinen Jünglingen rät:

„Sollst fürder Dinge nicht mehr nehmen aus zweiter und dritter Hand,
Noch sollst du sehen durch die Augen der Toten,
Noch dich nähren von den Schemen in Büchern,
Sollst auch nicht durch meine Augen blicken, noch die Dinge aus meiner Hand [nehmen,
Sollst nach allen Seiten lauschen und die Dinge klären durch dich selbst."



Nachwort

Die vorstehenden Aufsätze sind zu verschiedenen Zeiten entstanden. Die beiden ersten schrieb ich im Frühjahr 1916, erregt im höchsten Maße durch die beginnende Verwirrung, die unerhörte, gottlose Hybris der U-Boot-Propaganda. Ich mußte mir und meiner Vernunft Genüge tun durch den Versuch einer schriftlichen Darstellung Amerikas, wie es sich in mir gespiegelt hatte, wie ich es erkannt hatte. Wo der deutsche Generalstab an seiner Rechenmaschine die Kugeln seiner U-Boote und die der zu versenkenden feindlichen Schiffe in höchst plausibler Art hin- und herschob und dem deutschen Volke die Niederringung der Feinde in eine unfehlbar zu berechnende Zukunft hineinprojizierte, konnte ich nichts sehen, als das große Volk der Amerikaner, ihren ungeheueren Kontinent, spürte ich nichts, als die scharfe, rauhe, energiespendende Luft ihrer Berge und Prärien.

Dieser Widerspruch zwischen mir und meiner ganzen Umgebung mit ihrem irren wirren Nachsprechen verlangte von mir eine Auseinandersetzung der Gründe. Wenn auch nur für mich, wenn auch nur auf dem Papier.

Die Aufsätze: Ein amerikanischer Agrarstaat; Die amerikanische Frau; Das amerikanische Volk und sein Verhältnis zur Kunst sind deshalb geschrieben worden, weil in ihnen, wie in einem Brennpunkt, die hauptsächlichsten Seiten des amerikanischen Wesens am lebensvollsten sich mir darzustellen schienen. Waren die beiden ersten Aufsätze beschreibend, schildernd das große Ganze des Landes und des Lebens drüben, so waren diese etwas tiefer schürfend an den Punkten, wo, wie in sich treffenden Straßen, am weitesten Rückblicke getan werden konnten zu dem Alten, was in Europa geblieben ist, und zu dem Neuen, was Amerika seinen Bewohnern bereits gegeben hat.

Der dritte Aufsatz: Amerika nach dem Kriege ist ausschließlich auf Grund der Lektüre von Zeitungen, Zeitschriften, Büchern, Briefen und auf Grund von Gesprächen mit Amerikanern im Laufe der letzten Zeit geschrieben. Für einen Sensualisten, wie ich es bin, keine ganz willkommene Aufgabe. Ich bin mit größter Vorsicht und Bescheidenheit dabei zu Wege gegangen und möchte auch, daß dieser Aufsatz im selben Geiste gelesen wird. Denn nichts ist trügerischer als Zeitungen, nichts gefährlicher, als ein journalistisch arbeitender Geist, der geneigt ist, Lügen zusammenzubacken, um einer guten Bemerkung willen. Las ich die liberalen Zeitungen, so strich ich einen Teil ihrer schönen, idealen Bilder, aber auch einen Teil ihrer pessimistischen Anklagen weg. Las ich die üblichen konservativen Blätter, so ergänzte ich ihre langweiligen, aber wahrscheinlich realen Berichte durch das, was ich aus der Nation, der New Republic, dem Freeman und anderen Zeitschriften gelesen hatte.



Alles ist so im Fluß, alles zugleich auf so festen und fast unzerstörbaren Fundamenten im Leben eines Volkes begründet, daß ich die Niederschrift dieses Aufsatzes nur gewagt habe, weil ich glaube, unter den Tagesereignissen das Wesen Amerikas und seines Volkes in etwas erfühlen zu können, weil ich glaube, einen flair dafür zu haben.

Wie weit der englische Gildensozialismus, der ja drüben im Nationalisierungsplan der Eisenbahner Ausdruck gefunden hat, bereits im ganzen Volke Boden gewonnen hat; wie weit der Glaube an die Notwendigkeit der Errichtung eines festeren Staatsgebildes für die Vereinigten Staaten gedrungen ist; oder ob bereits, wie bei den Gildensozialisten in England und unterstützt durch die traditionelle Abneigung gegen den Staat, der Gedanke sich befestigt hat, daß der Staat nicht die genügende Vertretung der Konsumenten gegen die organisierten Produzenten sei; wie weit der Imperialismus der Geld- und Industriemagnaten sich stützt auf den Willen des Volkes — alles dieses ist für einen Menschen schwer zu beurteilen, der 1915 aus den Vereinigten Staaten zurückgekommen ist und Amerika nicht im Kriege, und vor allem nicht nach Versailles gesehen hat.

Daß die Deutschen nicht die Fähigkeit gezeigt haben, sich die Seelen der fremden Völker, der fremden lebenden Völker geneigt zu machen, ist eine Tatsache, über die zu klagen fruchtlos ist. Die Gründe dafür zu erkennen, ist weniger fruchtlos. Beim Niederschreiben meiner Aufsätze ist mir manches darüber klar geworden.

Ging der Deutsche als Kaufmann ins Ausland, so förderte er durch seine Anpassungsfähigkeit, seine Betriebsamkeit, seine Reellität den deutschen Handel und erweckte in den Fremden das Bedürfnis nach deutschen Waren. Das Bedürfnis nach Verständnis für das deutsche Wesen zu erwecken, ist ihm weniger gut gelungen. Er rechnete zu viel; er gönnte sich keine Ruhe.

In den letzten 25 fetten Jahren vor dem Kriege machte eine ästhetisierende Schriftstellerei sich breit, die auch auf die Reisebeschreibung übergriff. Freude an der impressionistischen Bewegung nahm die Stelle von wirklichem Wissen und Erkennen ein. Persönliche Eitelkeit der an die augenblickliche Gegenwart verkauften Autoren trat an die Stelle der Ehrfurcht vor den Menschen und Dingen und versperrte so den Weg zu ihnen. Um ein paar geistreiche Aphorismen, einige gute Einfälle wurde ein ganzes Buch gruppiert. Auch die Schriftsteller wußten nicht, was sie liebten und haßten, was Kleinigkeiten und was Lebensbedingungen sind.

Hatte der Deutsche studiert, so trug er die Bewaffnung der wissenschaftlichen Begriffe mit sich, deren Last die freie Bewegung, den freien Ausblick hinderte. Geht etwa aus den wissenschaftlichen Begriffen ein lebensvolles Verstehen eines fremden Volkswesens hervor? Die Wissenschaftler verfallen so leicht dem „Fanatismus des abstrakten Gedankens", der wie ein grauer Bretterzaun das freie, schöne, verantwortungslos verschwendete, ewig sich ändernde, ewig sich gleichbleibende Leben versperrt.

Um die verborgene und bestimmte, nicht mißzuverstehende, eindeutige Wahrheit von Menschen und Dingen zu erkennen, darf man nicht fordernd, also innerlich unfrei und verschlossen, vor sie treten. Auf diese Weise lassen sie sich nicht überreden, ihre Seele zu zeigen. Eine geduldige Hingabe unserer Selbst ist notwendig. Wie die Liebe zu einem Menschen es macht, daß wir aus uns herausgehen, um den Anderen ganz in seiner Art, seinen Regungen zu



erfassen; genau so scheint es mir mit der Erkenntnis der Seele eines Volkes zu sein. Es gilt hier Meister Ekkeharts stille und reife Weisheit: „Kann ein Mensch die Dinge nicht begreifen, so sei er müßig, dann begreifen die Dinge ihn.“ Diese Muße, diese Hingabe fällt allen jetzt lebenden Menschen schwer, am schwersten den Deutschen. Von Kindesbeinen an wird ihnen Logik, Disziplin, Wille mit allen Mitteln der Schule und öffentlichen Meinung als das primär Wertvolle und Notwendige hingestellt. Ihr eigenes Denk- und Gefühlsvermögen wurde durch einen Kleister von fertigen Ansichten, Systemen, Methoden, Berechnungen zugeklebt. Die Gewohnheit des nur logischen Denkens; der Hochmut, mit dem auf eine gefühlsmäßig konzipierte, dann erst durch die Vernunft geläuterte Ansicht herabgesehen wurde; die Beschränktheit, mit der eine nicht immer an Ursachen und Konsequenzenfolgen, wie an Zaunstecken sich entlang tastende Betrachtungsweise belächelt wurde, mußte, je näher man den letzten Fragen kam, zu um so größeren Fehlern, zu um so unheilvollerer Verwirrung führen. So konnte man nicht den Zugang zu fremden Seelen finden.

Ich glaube, um das zu tun, ist es nötig, sich los zu reißen, sich frei, ungebunden den Eindrücken hinzugeben; nicht überweise zu sein. Denn wozu sich selber zerstören? Voller Ehrfurcht sich den Dingen und Menschen hingeben; an ihrem Herzen ruhig atmen; den Rhythmus ihres Blutes in sich aufnehmen; nichts voreilig zerschwatzen und zerlesen. Das Wahre, Gute, Schöne, so wie man es naiv und positiv zu sehen vermag, darstellen; das Schlechte, Böse und Häßliche wird schon von selbst durch seinen Protest, sein Wesen sich bemerkbar machen.







